



FACULTY OF ARTS
Charles University

PŘÍLOHA DISERTAČNÍ PRÁCE

Jana Dušek Pražáková

Adoleszenz im Kontext von Migration im Werk von Irena Brežná, Ilma Rakusa und Katja Fusek

Adolescence v kontextu migrace v díle
Ireny Brežné, Ilmy Rakusy a Katji Fusek

Adolescence in the Context of Migration in the Work
of Irena Brežná, Ilma Rakusa and Katja Fusek

Vedoucí práce:	Prof. Mgr. Renata Cornejo, Ph.D.
Ústav:	Ústav germánských studií
Studijní program:	Filologie
Studijní obor:	Germánské literatury

Praha 2023

Inhaltsverzeichnis

Interview mit Ilma Rakusa	I
Interview mit Irena Brežná	XIX
Interview mit Katja Fusek	XXXIV

Interview mit Ilma Rakusa¹

Frau Rakusa, ich würde gerne zuerst auf Ihr neuestes Buch zur Poetik eingehen, „Listen, Litaneien, Loops“. Wie die ersten zwei Begriffe zusammenhängen, ist schon klar – Sie beschreiben die poetischen Listen aufgrund Ihrer Erfahrung mit der litaneienhaften Sprache, die Sie in Ihrer Kindheit und Jugend in Gottesdiensten kennen und lieben gelernt haben. Was bedeuten aber die Loops?

IR: In der Musik sind das Formen der Wiederholung, wenn etwas immer wieder auftaucht. Ich habe es aber nur auf einen Autor bezogen, Thomas Kunst, der das auch so bezeichnet. Er ist sehr musikalisch und arbeitet viel mit Musikern zusammen. Es sind keine gleichmäßigen Aufzählungen, sondern rhythmische Gestaltungselemente in der Form von Wiederholungen, wie Kreisbewegungen. Ich habe es reingenommen – es alliteriert auch schön in dem Titel: Listen, Litaneien, Loops. Die Dreizahl passt, auch in Märchen kommen oft drei Dinge vor. Und der Klang gefällt mir. Wissen Sie, ich bin selber musikalisch. In meinem Leben spielte vor allem klassische Musik eine wichtige Rolle, Jazz weniger. Wenn ich schreibe, sind die musikalischen Elemente immer da. Selbst wenn ich einen Titel formuliere. Nur „Listen und Litaneien“ wäre für mich kein Titel gewesen, das ist irgendwie zu wenig.

Welche Komponisten mögen Sie am liebsten?

IR: Sehr wichtig ist für mich Bach. Wenn ich einen einzigen Namen nennen müsste, würde ich Bach nennen. Bach ist einfach ein Universum. Sein Werk ist großartig, es hat so viele Wirkungen beim Zuhören. Es ist so reich, wenn man das Kantatenwerk nimmt, das Klavier-, Cembalo- und Orgelwerk, die Cello-Suiten oder die Geigen-Sonaten – das ist alles von unbeschreiblicher Tiefe und Schönheit. Aber wenn Sie mir mehr Namen gestatten, nenne ich natürlich auch Mozart und Beethoven – vor allem die späten Quartette von Beethoven. Ich liebe auch sehr die Barockmusik – Komponisten wie Monteverdi, seine Vokalwerke, sowie Henry Purcell. Und wenn wir in die neuere Zeit kommen, dann ist mein liebster Komponist Béla Bartók.

¹ Das Interview fand am 26.9.2018 in Zürich statt. Die tschechische Übersetzung vgl. Můj kompas ukazuje stále na východ [Mein Kompass zeigt immer in den Osten]. Interview mit Ilma Rakusa. *iLiteratura.cz*, 28.8.2019. Online: <http://www.iliteratura.cz/Clanek/41999/-rakusa-ilma> (Stand: 4.9.2023).

In Ihrer Poetikvorlesung „Autobiographisches Schreiben als Bildungsroman“ schreiben Sie: „Da autobiographische Texte häufig den Charakter eines Bildungs- oder Entwicklungsromans annehmen, steht das Spiel mit Erinnerung und Identität im Zeichen einer Konstruktion, die Lebensgeschichte anschaulich macht.“ (S. 13) Sie veranschaulichen Ihre Lebensstationen in Ihrem Buch „Mehr Meer“, und zwar patchworkartig – mit Gedichten, Zitaten, mit verschiedenen Verweisen. Wollten Sie, dass „Mehr Meer“ als Bildungsroman gelesen wird?

IR: Das Buch kann so gelesen werden. Ich schildere die Ereignisse allerdings nicht chronologisch und auch nicht memoirenhaft. Ich wollte auf keinen Fall Memoiren schreiben, das ist eine ganz andere Gattung, an der ich nicht interessiert bin. Sondern ich wollte es eher poetisch machen. Aber worum geht es letzten Endes geht: es geht um die Geschichte, wie ich zu der Person wurde, die ich heute bin. Ich berichte bis zur Studienzeit in Paris und Leningrad (in einigen wenigen Passagen kommen auch spätere Ereignisse vor), doch in erster Linie schildere ich die ersten Lebensjahre, dann die Jugend und die Studienzeit. Da hört es auf. Deshalb kann man von einem Bildungsroman sprechen. Nach der Studienzeit habe ich geheiratet, später kam mein Sohn zur Welt, jetzt bin ich Grossmutter. Das sind wichtige Dinge, doch zu einem Bildungsroman gehören sie nicht. In der Poetikvorlesung habe ich das etwas ausgeführt. *Mehr Meer* ist allerdings kein Roman! Sein Untertitel lautet *Erinnerungspassagen*. Über diesen Untertitel haben sich viele den Kopf zerbrochen, er ist auch schwer zu übersetzen. Das Buch ist mittlerweile in dreizehn Sprachen übersetzt worden, auch ins Tschechische sowie in viele andere slawischen Sprachen, ausserdem ins Japanische, Arabische und Schwedische. Bei *Erinnerungspassagen* geht es im Grunde genommen um Übergänge. Ich habe beim Wort Passage vor allem an einen Übergang gedacht, eine Schiffspassage, eine Durchquerung, also nicht an Walter Benjamins Passagen-Werk, wo die Passage ein architektonisches Element ist. Meine Erinnerungspassagen sind gewissermassen Erinnerungsdurchquerungen. Das wäre als Titel sinngemäß. Es sind keine Memoiren, es ist kein Roman. Das ist sehr wichtig. Ich schreibe keine Romane, ich habe nie einen Roman geschrieben. Und werde es auch nicht tun, ich kann das nicht. Und Memoiren erst recht nicht, ich bin ja keine Hillary Clinton oder Henry Kissinger, die ihr ganzes Leben als Erfolgsgeschichte geschildert haben. Mir geht es um die prägenden Jahre und um meine innere Geschichte.

In diesem Konzept der Bildung geht es aber nicht darum, wie man – wie in einem klassischen Bildungsroman – zu einem guten Bürger wird oder wie

man eine Kongruenz zwischen den eigenen Veranlagungen und den gesellschaftlichen Anforderungen schafft. Was ist für Sie Bildung?

IR: Bildung ist Menschwerdung, in allen ihren Facetten, also auch durch Erziehung und Prägungen. Ich hatte sehr Glück mit meinen Eltern, die gebildete Menschen waren, die mir und meinem Bruder das Allerbeste gegeben und uns ermöglicht haben zu reisen, Klavier zu spielen und andere Hobbys zu pflegen. Daneben gab es Prägungen durch die Umstände und die Umgebung. Wir sind sehr viel umgezogen, mit fünf Jahren habe ich schon viel von der Welt gesehen, habe viele Museen besucht, viele verschiedene Menschen getroffen und drei Sprachen gelernt. Im Alter von sechs Jahren konnte ich sogar schon vier Sprachen, was ja nicht schlecht ist. Das alles hat mein Leben determiniert. Ich arbeite noch heute mit Sprachen, Literatur und Kunst, das ist mein Leben geworden, das habe ich damals mit auf den Weg bekommen. In diesem Sinne ist *Mehr Meer* ein Bildungsroman, aber ein Roman in Anführungsstrichen. In meiner Poetikvorlesung *Autobiographisches Schreiben als Bildungsroman* habe ich aber nicht nur über mich, sondern über viele andere Autoren gesprochen, die zum Teil Bildungsromane im klassischen Sinne geschrieben haben. Auf mein Buch trifft das nur teilweise zu.

Man spürt in Mehr Meer keine klassische Zielrichtung, wie man zu einem assimilierten Mitglied der Gesellschaft wird, sondern die Schaffung der Resilienz wird zum roten Faden.

IR: Ich würde das Buch nicht darauf reduzieren. Resilienz gehört sicher dazu, weil vieles im Leben mich gezwungen hat, Widerstandskraft zu entwickeln. Doch im Zentrum steht die Personwerdung, die Widerstandskraft geht damit einher. Sehr wichtig waren für mich Literatur, Musik, auch die bildende Kunst. Eine Zeitlang spielte auch die Religion eine sehr wichtige Rolle. In der Schweiz habe ich mich anfänglich nicht sehr wohl gefühlt und mich darum in die Literatur und Musik geflüchtet. Ich habe sehr viel gelesen und Klavier gespielt. Literatur und Musik wurden zu einer Art zweiten Haut, die mich schützte. Das ist im Grunde bis heute so. Schauen Sie sich mein Haus an, es ist voller Bücher! Ich brauche das, sonst hätte ich mein Leben nicht so leben können, wie ich es gelebt habe. Die Kunst ist für mich eine Parallelwelt, in der ich schöpferisch sein kann. Und das ist das Entscheidende. Ohne das Schöpferische wäre ich nicht resilient geworden. Schon als Kind habe ich versucht, selber zu schreiben und etwas Eigenes zu schaffen, um mich gegenüber der manchmal feindseligen Außenwelt zu behaupten. Das Eigene muss man sich erschaffen, nicht? Für mich war das Schreiben jedenfalls der richtige Weg.

Sie beschreiben Ihre Kindheit als das Prägendste. Ist denn die Distanznahme von der Kindheit während der Adoleszenz nicht ebenso prägend für die Entwicklung?

IR: Ich glaube, es hängt davon ab, was für eine Kindheit man hatte. Wenn man eine schlimme, traumatisierende Kindheit hatte, wird man alles tun, um diese Kindheit zu überwinden. Meine Kindheit war nicht traumatisierend, sie war besonders, weil ich so viel mit meinen Eltern umgezogen bin. Ich hatte kein Kinderzimmer, ich bin nicht in einen Kindergarten gegangen. Ich hatte bis zum sechsten Lebensjahr keine Freunde, es gab einfach keine. Wir waren zu viel unterwegs. Oder die Kinder waren nicht in meinem Alter. Mein Bruder kam zur Welt, als ich vier war, und da dauerte es eine ganze Weile, bis wir richtig miteinander spielen konnten. Also es war eine besondere Kindheit, von der ich mich nicht abnabeln musste. Diese Kindheit hatte sehr viele positive Züge, und gerade die zwei Jahre in Triest waren sehr prägend. Die Adoleszenz ist per definitionem ein anderer Lebensabschnitt. Die Beschäftigung mit der Religion wäre früher nicht möglich gewesen. Ich dachte viel nach und fühlte mich einsam – nicht weil die Eltern mich nicht liebten, sondern weil es etwas mit dem Alter zu tun hat. Mir wurde bewusst, dass ich ein wenig anders war als die andern. Das merkte ich schon als Kind, doch mit meinem Anderssein und der Tatsache, dass wir in die Schweiz eingewandert waren, setzte ich mich erst in der Adoleszenz auseinander. Ich habe dieses Fremdsein ins Positive wenden können, denn wir waren keine Flüchtlinge, und es gab keine traumatischen Erlebnisse. Ich habe keinen Krieg erlebt, wir wurden nicht verfolgt. Allerdings gab es in der Schweiz einige unangenehme Erfahrungen, über die ich in *Mehr Meer* berichte. Zum Beispiel wurden wir in Zürich von einem Nachbarn bei der Polizei angezeigt. Wir seien verdächtige Menschen, die komische Sprachen sprächen und mit seltsamen Personen (möglicherweise Kommunisten) verkehrten. Der uns anzeigte, war selber ein alter Nazi, muss man dazu sagen. Da war mein Vater sehr erbost. Für mich war das auch sehr eigenartig. Da war ich schon vierzehn und realisierte, dass wir ein wenig anders waren und man uns dies spüren liess. Solche Dinge spielen in der Adoleszenz natürlich eine Rolle, aber es war kein Bruch mit der Kindheit.

Wie Sie in Ihrer Poetikvorlesung schreiben, war es für Sie nicht das Richtige, „Mehr Meer“ als ein Triest-Buch zu verfassen.

IR: Ich hatte es ursprünglich vor. Es sollte sogar ein Triest-Roman werden, obwohl ich, wie gesagt, keine Romanautorin bin. Ich habe es versucht – und bin gescheitert. Ich habe etwa dreißig Seiten geschrieben, ich wollte mit drei Strängen operieren, wie bei einem Zopf, drei Teile ineinander flechten, und

natürlich einige persönliche Erinnerungen verarbeiten. Es hat nicht funktioniert. Hinzukam, dass mein Vater krank wurde und ich mich nicht mehr konzentrieren konnte. Dann, etliche Jahre später, als mein Vater starb, wusste ich plötzlich: es soll kein Triest-Roman werden, ich will ein Erinnerungsbuch schreiben. Und es beginnt mit dem Tod meines Vaters. Plötzlich war das klar. Ich musste nur überlegen, wie ich das aufbauen will, eben weil ich keine Romane schreibe. Also von dem Moment an wusste ich, es wird ein Erinnerungsbuch, kein Triest-Roman. Aber das Herz des Buchs, die Keimzelle ist Triest. Triest und das verdunkelte Siestazimmer. Hier erlebte ich die Schlüsselszene meiner Kindheit, ja meines Lebens. Hier wurde ich zur Schriftstellerin. Das kann man in *Mehr Meer* nachlesen,

Sofern „Mehr Meer“ für Sie kein Roman ist, wie definieren Sie einen Roman?

IR: Ein Roman ist in der Regel rein fiktional. Sonst müsste man hinschreiben: dokumentarischer Roman oder autobiographischer Roman. Aber in der Regel ist es ein fiktionales Genre. *Mehr Meer* kann man vielleicht als Autofiktion bezeichnen. Ich habe Autobiographisches mit einigen fiktionalen Elementen angereichert, aber reine Fiktion ist es auf gar keinen Fall. Ich spreche in der ersten Person, und dieses Ich ist mit meinem realen Ich weitgehend identisch.

Vor der Schilderung Ihres Lebens erzählen Sie die Geschichte Ihrer Eltern.

IR: Der Tod meines Vaters hat alles verändert. Doch wollte ich ohnehin nicht der Reihe nach erzählen, das erschien mir langweilig. Ich lese jetzt ein Buch, das eine Freundin von mir geschrieben hat, über den Tod ihres Vaters. Das verläuft auch nicht chronologisch, sondern springt zeitlich vor und zurück. Heutzutage ist es gang und gäbe, dass man nicht linear erzählt. Ich habe mich mit der Familiengeschichte beschäftigt, schreibe über meine Großeltern, die ich gekannt habe, und natürlich über meine Eltern. Dieser Hintergrund war mir sehr wichtig.

Sie schreiben in Ihrer Poetikvorlesung, dass Tolstoi mit 23 Jahren seine Autobiographie zu schreiben begann, was Sie als „zartes Alter“ bezeichnen. Wie alt waren Sie, als Sie Ihre ersten Erzählungen geschrieben haben?

IR: Für Männer hat dieses Alter damals bedeutet, dass sie nicht mehr ganz jung waren. Aber für eine Autobiographie in drei Teilen – „Kindheit“, „Knabenjahre“, „Jünglingsjahre“ – ist das ein junges Alter. Autobiographien schreibt man in der Regel später, wenn man auf sein Leben zurückblickt. Was mein Schreiben anbelangt – ich habe sehr lange nur Gedichte geschrieben. Mit vierzehn habe ich angefangen, Tagebuch zu führen, das tue ich ziemlich regelmässig, bis heute. So mit vierzehn begannen auch die Gedichte, es sind

mehrere Zyklen entstanden, die ich aber nicht veröffentlicht habe. Vereinzelte Gedichte erschienen später in Zeitschriften. Ich habe studiert, promoviert, war dann Assistentin an der Uni und fing zu übersetzen an. Ich war nicht untätig. Aber das Schreiben behielt ich lange für mich. Ich war schon Mitte zwanzig, als ich anfing, kleinere Prosa zu veröffentlichen. Mein erstes Buch, eine längere Erzählung, einhundertzwanzig Seiten, ist 1982 bei Suhrkamp erschienen. Da war ich schon sechsunddreißig. 1977, als ich einunddreißig war, habe ich einen Gedichtband veröffentlicht. Davor nur Vereinzelt in Zeitschriften.

In „Mehr Meer“ beschreiben Sie den traumatischen Umzug nach Zürich – Ihre Erzählerin ist dabei fünf Jahre alt. Haben Sie im Rückblick mal hinterfragt, warum Ihr Vater umziehen wollte?

IR: Na ja, ich habe geschrieben „Mich hat keiner gefragt,“ ob ich umziehen will, wenn Sie das meinen, aber mein Vater war natürlich großartig. Er hatte das Beste gewollt für seine Familie, und er hat uns tatsächlich in ein Land gebracht, wo es uns dann gut ging nach einiger Zeit. Er wollte in ein demokratisches Land, denn er war politisch ein hundertprozentiger Demokrat, es ging nicht nur um wirtschaftliche Aspekte – wo lebt man besser? – sondern es ging wirklich darum, in einer Demokratie zu leben. Das war sein Hauptargument. Das habe ich später verstanden. Er war großartig, und ich habe ihn geliebt für seine Tapferkeit und Entschiedenheit. Denn 1951 war es nicht leicht, eine schweizerische Aufenthaltsgenehmigung zu bekommen. Fast wären wir nach London gezogen. Im letzten Moment hat es aber geklappt. In der Schweiz hatten wir dann wirklich ein gutes Leben, wenn ich denke, wie unsere Verwandten in Slowenien lebten und anderswo – das konnte man nicht vergleichen. Es war eine durchaus richtige Entscheidung. Ich war von meinem Vater nie enttäuscht, keine Sekunde, nur als Kind hat mir Triest besser gefallen als Zürich. Für meine Mutter war es zunächst auch ein bisschen schwierig – mit der neuen Umgebung und dem Schwyzerdütsch. Aber an der Richtigkeit des Entschlusses hat niemand gezweifelt. Mein Vater hat das Allerbeste gewollt und auch gemacht. Wenn ich als Kind anfänglich mit dem Umzug haderte, ist das verständlich. Ich hatte gewisse Anpassungsschwierigkeiten. Aber nicht lange. Danach war ich die beste Schülerin, und es lief alles rund. Innerlich bin ich allerdings eigene Wege gegangen, und tue es noch heute. Zwar lebe ich schon eine Ewigkeit in Zürich, dennoch würde ich es nicht als meine Heimat bezeichnen.

Ihre Darstellung der Gefühle des Kindes gibt jedenfalls ein einprägsames Bild davon, wie schwierig es für das kleine Mädchen war, einen geliebten Ort zu verlassen.

IR: Ja, der Übergang von Triest nach Zürich war schwierig. Und dann hatte ich noch diesen Schlittenunfall. Da konnte allerdings niemand etwas dafür. Später kamen die Kopfschmerzen – also das fing nicht so gut an. Aber wir sind nicht in einem Asylantenheim gelandet, wie das mit heutigen Migranten geschieht, das kann man überhaupt nicht vergleichen. Wir hatten einen Pass, ein Auto, meine Eltern waren Menschen mit Universitätsabschlüssen. Migration ist nicht gleich Migration.

Das Mädchen in „Mehr Meer“ muss sich mit dem Umzug aus Triest nach Zürich auseinandersetzen, aber schon bald entwickelt es eine Leidenschaft für Reiseberichte abenteuerlicher Männerfiguren wie Robert F. Scott, Heinrich Harrer oder Thor Heyerdahl. Ich lese es als spannende Diskrepanz. Wie kommt dieser Stimmungswechsel zustande?

IR: Also das bin eher ich. Ich war immer neugierig und – bis auf diesen Umzug nach Zürich – immer offen für neue Eindrücke. Aus Zürich sind wir jeden Sommer nach Italien gefahren. Ich konnte also jeden Sommer am Meer verbringen. Meine Eltern waren große Reisende, wir sind nach Italien, Spanien, Frankreich gereist. Das konnten sich nicht alle leisten. Aber meine Eltern haben Geld zur Seite gelegt, um Reisen machen zu können – mit uns Kindern. Diese Reisen waren sehr schön, die haben mich auch sehr geprägt. Ich wollte eine „Weltforscherin“ werden. So habe ich es im Kapitel „Der Atlas“ beschrieben. Ich liebte den Atlas, studierte die Landkarten, wollte selber überallhin reisen. Und las mit Begeisterung Thor Heyerdahls *Kon-Tiki* und *Sieben Jahre in Tibet* von Heinrich Harrer. Aber die Abenteuerlust war mehr Wunsch als Realität, denn ich war nie besonders mutig. Mein Vater war ein Alpinist – ich selber habe keine gefährlichen Expeditionen gemacht. Nur die Neugier ist mir geblieben. Letztes Jahr war ich in Japan, vorletztes Jahr in China. Meistens werde ich zu Lesungen eingeladen, und ich mache es furchtbar gern. Ich war auch oft im Nahen Osten, in Jemen, Ägypten, Jordanien, Libanon und Marokko, und viel in Russland. Ohne Reisen könnte ich mir mein Leben nicht vorstellen. Weil ich so viel mit den Eltern gereist bin. Dabei denke ich nicht an die Umzüge, sondern an Ferien und Bildungsreisen. Die heutige junge Generation reist extrem viel, die Flüge sind billig. Viele machen nach dem Abitur eine Weltreise. Zu meiner Zeit war das schwieriger. Am Anfang der Studienzeit wollte ich nach Afghanistan, um die wunderbaren Landschaften zu sehen. Ich weiß nicht, warum ich es nicht gemacht habe. Und irgendwann war es zu spät, versank das Land im Bürgerkrieg. Auch nach Syrien habe ich es leider nicht geschafft. Heute lockt mich die Seidenstrasse, aber in meinem Alter ist es nicht so einfach, diese Gegenden zu bereisen. Nach Thailand zu fahren und am Strand zu liegen, interessiert mich nicht. Solche Ferien habe ich mit meinen Eltern nie gemacht.

Wenn wir Badeurlaub machten, haben wir immer schöne Städte, Kirchen, Klöster und Museen besucht. Thailand im Winter – never ever. Aber einige Teile der Seidenstraße, das schon. Die Neugier ist bis heute da. Ich bin ein neugieriger und weltoffener Mensch. So wurde ich erzogen, zur Weltoffenheit. Nicht America first oder Switzerland first, sondern – die Welt ist groß und reich.

Was mögen Sie am Fernen Osten?

IR: Mich interessiert der ganze Osten, von Russland bis China und Japan. Und auch der Orient, denn der Orient ist die Wiege der Menschheit: Babylon, das Zweistromland, hier sind uralte Kulturen entstanden. Heute kann man nicht mehr hinreisen, überall herrscht Krieg. Ich war in den meisten Ländern, aber nicht im Irak und leider auch nicht in Syrien, was ich sehr bedauere. Ich war auch mehrmals im Iran, zum Teil touristisch, zum Teil beruflich. Einmal in Usbekistan und in Kasachstan, ferner im Kaukasus. Der Ferne Osten interessiert mich landschaftlich, vor allem aber kulturell. China ist eine uralte Kulturnation. Eigentlich gilt mein Interesse dem alten China, das durch Mao Zedongs Kulturrevolution fast völlig zerstört wurde. Doch will ich natürlich auch das zeitgenössische China sehen, das sich rasend schnell entwickelt. Noch mehr als China interessiert mich Japan. Das hat mit der Ästhetik zu tun, und mit Zen. Die Schlichtheit der Zenklöster hat mich immer sowohl unter einem spirituellen als auch unter einem ästhetischen Aspekt interessiert. Ich finde diese Zenklöster unglaublich schön in ihrer Schlichtheit, die zugleich komplex ist, mit ihren Steingärten und sonstigen Gärten. Und ich liebe die Philosophie des Zen. Japanisch kann ich nicht, aber ich war dreimal in Japan und möchte da wieder hin. Übrigens ist mein Schlafzimmer in Zürich ganz japanisch eingerichtet. Zur japanischen Ästhetik verspüre ich eine starke Affinität. Südostasien dagegen interessiert mich kaum. Ich war nie dort. Auch viele andere Weltgegenden werde ich nie bereisen: Australien, Neuseeland oder Mexiko. Das ist nicht meine Himmelsrichtung. Mein Kompass zeigt immer nach Osten.

Wobei in Ihrem Buch „Mehr Meer“ der Ferne Osten kaum vorkommt – es sind vor allem Episoden aus dem Mittleren Osten, wenn Sie über Asien schreiben, bis auf indirekte Motive wie die Bücher des chinesischen Schriftstellers Lin Yutang in der ersten Zürcher Wohnung nach Ihrem Einzug oder die Stelle, wo die Bedeutung des Zen für das Glück der adoleszenten Ich-Erzählerin erwähnt wird.

IR: Der Ferne Osten fehlt, weil diese Reisen viel später kamen, nachdem ich das Buch fertiggeschrieben hatte.

Ihre Ich-Erzählerin in Mehr Meer reist 1969 nach Leningrad, um an ihrer Dissertation „Studien zum Motiv der Einsamkeit in der russischen Literatur“ zu arbeiten. Sie beherzigt dort in der Bibliothek den Ratschlag von Mstislaw Rostropowitsch, „ein dicker Strahl ist besser als zehn dünne“. Sie scheint darüber aber erst mal ein bisschen verärgert zu sein.

IR: Aber ich beklage mich nicht, bedaure nur, dass ich den Menschen nicht sagen kann, worüber ich meine Dissertation schreibe. Ich hätte es gern getan, aber ich konnte nicht, weil das Thema Einsamkeit in der Sowjetunion als total dekadentes Thema galt. Das hinderte mich jedoch nicht, mich wohl zu fühlen. Ich hatte wunderbare Freunde, ich war überhaupt nicht einsam, ich war nie so wenig einsam gewesen wie dort. Ich war immer mit meinen Freunden, habe Klavierstunden genommen, war in der Banja (einem öffentlichen Bad), und habe vier herrliche Jahreszeiten erlebt. Ich habe überhaupt nie gezweifelt. Ich wusste, ich tue, was ich will! Natürlich gab es das System, das Regime – es war ja nach dem Einmarsch der Sowjettruppen in der Tschechoslowakei. Also mein Vater war nicht so begeistert, dass ich nach Leningrad wollte, aus politischen Gründen. Aber ich hatte ein wahnsinniges Glück mit Menschen. Ich habe so tolle Freunde gehabt. Wenn mich Einsamkeit traurig gemacht hat, dann immer hier, nicht in Russland – dort überhaupt nicht. Ich habe dann irgendwann den Entschluss gefasst, die Musik aufzugeben und nur als Hobby zu betreiben, und wirklich Literatur zu machen. Das war eine vollkommen richtige Entscheidung. Ich habe es nie bereut. Natürlich habe ich nicht nur geschrieben, ich habe auch übersetzt und unterrichtet – es war ein bisschen viel. Es gibt Menschen, die wollen nur Schriftsteller sein und keinem Brotberuf nachgehen. Bei mir war das anders. Ich habe viel übersetzt und Hunderte Zeitungsartikel geschrieben, vor allem für die Neue Zürcher Zeitung und Die Zeit. Aber es ging immer um Literatur. Ich habe es nie bereut.

Die Erzählerin in „Mehr Meer“ bereut keinesfalls ihre Entscheidung, aber sie macht deutlich, dass jede große Entscheidung, wenn sie aufrichtig, authentisch und wahrhaftig sein soll, mit Schwierigkeiten einhergeht, die man überwinden muss. Ist Einsamkeit nicht das, womit man sich auf dem Weg zur Authentizität auseinandersetzen muss?

IR: Also das Thema der Einsamkeit ist ein großes Thema. Es hat sehr viele Facetten. Das hat nichts mit Rostropowitsch zu tun und mit der Entscheidung: jetzt mach ich das oder das. Ich habe über Einsamkeit viel nachgedacht, habe meine Dissertation zu diesem Thema geschrieben und zwei Anthologien herausgegeben. In der Adoleszenz, als ich mich in mich selbst zurückgezogen und der Religion zugewandt habe, war die Einsamkeit eine Art Refugium.

Doch soweit musste ich erst kommen. In *Mehr Meer* schildere ich, wie sich meine Mutter meinem kleinen Bruder zugewandt hat, als er krank war. Das war eine schmerzliche Erfahrung, die ich früh machen musste. Meine Mutter liebte mich sehr, aber ich habe es nicht ganz verstanden, wieso sie sich plötzlich dem kleinen Bruder zuwendet. Ich war ja selber klein und fühlte mich nun mit einem Mal verlassen. Die Einsamkeit ist etwas Existenzielles und nicht identisch mit Alleinsein. Aber es gibt auch eine positive Einsamkeit. In meiner Dissertation gebe ich mehrere Beispiele. Wenn ich arbeite, bin ich allein, ja einsam. Ich gehe nicht ins Café, ich schreibe zu Hause, weil ich nicht Betrieb und Lärm um mich herum haben möchte. Das ist eine positive Einsamkeit, was die Arbeit angeht. Aber abends würde ich lieber an einem grossen Tisch mit Freunden zusammen sitzen, statt allein zu essen.

Ich habe schon früh über die Zeit und das Vergehen nachgedacht – das ist für mich auch ein sehr zentrales Thema. Schon als kleines Kind war mir bewusst, dass nicht alles von Dauer ist, dass man von Menschen und Orten Abschied nehmen muss. In Ljubljana hatte ich meine Tante und meine Cousinen und einen wunderbaren Garten. Als wir nach Triest zogen, wusste ich nicht, ob und wann ich sie wiedersehen würde. Kinder haben noch kein ausgeprägtes Zeitgefühl. Sie weinen beim Abschied, sind oft untröstlich, denken, etwas vergeht und kommt nicht wieder. Das Gefühl der Vergänglichkeit, hinter der der Tod lauert, hat nicht unmittelbar mit Einsamkeit zu tun, und doch gibt es eine Verbindung. Als nachdenkliches Kind habe ich geradezu physisch gespürt, was es heißt, Abschied zu nehmen. Es war eine existenzielle Erfahrung.

Vielleicht noch brutaler als die existenzielle Einsamkeit ist die in „Mehr Meer“ dargestellte Situation der Frauen hinter dem Eisernen Vorhang, die Sie an den Figuren der Bibliothekarinnen in Leningrad oder der Straßenkehrerinnen auf dem Prager Wenzelsplatz Ende der sechziger Jahre zeigen. Solche Frauen treten hier als feindlich und grob auf, und es scheint, sie tun dies, weil ihnen der freie Umgang mit ihrer Weiblichkeit verweigert wurde und weil in der Arbeitswelt nur ein „unifiziertes Modell“ zulässig war.

IR: Es war der Sozialismus. Der hat die Frauen sehr vermännlicht. Meistens hatten sie eine wahnsinnig schwierige Doppelrolle. Sie waren den ganzen Tag in ihrem Beruf tätig und mussten abends kochen, waschen, nähen, sich um den betrunkenen Mann und die Kinder kümmern. In der Sowjetunion haben die Männer enorm getrunken. Die Frauen nicht, weil sie mehr Verantwortungsgefühl hatten. Das war eine Beobachtung, die alle gemacht haben. Sie mussten das nicht erleben, seien Sie froh. Doch muss ich hinzufügen, dass die Frauen, die ich privat kannte, Intellektuelle und

Künstlerinnen waren. Sie waren emanzipiert, klug, sensibel und äusserst freundlich. Ja, es gibt in *Mehr Meer* Beobachtungen, die sich auf Strassenkehrerinnen und weibliches Bibliothekspersonal beziehen. Aber die Frauen, die für mich zählten, waren ganz anders: zum Beispiel meine Freundin Lena, eine Theaterwissenschaftlerin in Leningrad. Ihr habe ich in *Mehr Meer* ein ganzes Kapitel gewidmet.

Trotzdem setzt sich das Modell fort, in Tschechien ist es immer noch eine Norm, dass die Frau neben der Sorge um die Familie eine Vierzigstundenwoche absolvieren muss, um sozial versichert zu sein. Wie ist es in der Schweiz?

IR: Die Schweiz ist nicht ganz repräsentativ, sie ist in vielem sehr altmodisch gewesen. Frauen haben hier lange nicht gearbeitet. Wenn der Mann genug Einkommen hatte, haben die Frauen nicht gearbeitet. Meine Mutter war eine ausgebildete Pharmazeutin, hatte ein Universitätsdiplom und ein Doktorat, aber als wir in die Schweiz kamen, hat sie ihren Beruf aufgegeben. Mein Vater wollte es ihr nicht zumuten, er sagte: du hast zwei Kinder, ich bin glücklich, wenn du dich um das Haus und die Familie kümmerst. So war es auch. Sie hatte mehrere Hobbys, aber ihren Beruf hat sie nie mehr ausgeübt. Ähnliches kam in vielen Familien vor, vor allem in bürgerlichen Kreisen. Natürlich gab es Fabrikarbeiterinnen und Büroangestellte, aber die Frauen waren wenig emanzipiert und durften erst sehr spät wählen gehen. Also sehr altmodische Zustände. Noch vor wenigen Jahren gab es fast keine Kitas in der Schweiz, als wollte man die Frau an den Herd binden und verhindern, dass sie neben der Familie einen Beruf hat. Jetzt hat sich die Situation gebessert, wobei die Kitas sehr teuer sind. Ich bin jetzt Oma – mein Sohn ist verheiratet mit einer Juristin und sie haben ein kleines Kind. Meine Schwiegertochter hat für ein paar Monate ausgesetzt, aber jetzt wird sie wieder arbeiten. Wenn das Kind dreimal in der Woche in die Kita geht, muss sie fast ihren ganzen Lohn für die Kita ausgeben. So ist das in der Schweiz. Aber vierzig Stunden wie in Tschechien sind wirklich zu viel. Hier in der Schweiz gibt es viele Teilzeitstellen. Am besten ist es in Ländern wie Schweden. Natürlich muss man dort viel Steuer zahlen, dafür ist alles sehr gut geregelt. Männer und Frauen haben oft eine Teilzeitstelle und kümmern sich dann fifty-fifty um die Kinder. Ganz kann man die Doppelbelastung der Frau nicht eliminieren, aber in manchen Ländern ist es deutlich schwieriger, was mir immer leid tut, denn wer Kinder haben möchte, sollte auf Kinder nicht verzichten müssen, nur weil es dann finanziell nicht reicht. Das darf nicht sein. Übrigens gab es auch in sozialistischen Zeiten sehr hübsche, gut gekleidete Frauen. Das Strassenbild war nicht nur grau. Und lernte man Frauen näher kennen, ergab sich nochmal ein anderes, viel bunteres Bild.

Sie schreiben in Ihrer Poetikvorlesung „Autobiographisches Schreiben als Bildungsroman“ über das Ich in „Mehr Meer“, es sei „eine Figur, die mich anschaut, die ich anschau, in der ich mich erkenne und nicht erkenne“, zwischen Ihnen stehe „eine Verwandlung von persönlicher Erfahrung in einen Diskurs, der das Nur-Subjektive aufhebt“. Fühlen Sie sich als reale Person umgekehrt verwandelt durch das, was Sie an Ihrer Erzählerin gerade nicht erkennen?

IR: Das Schreiben ist immer auch ein Spiel. Man schafft eine Figur, schafft sie für das Buch, wobei diese Figur viel Gemeinsames mit dem realen Ich aufweisen kann. In *Mehr Meer* gibt es aber eine Stelle, wo ich nicht „Ich“ sage, sondern „das Kind“, ich wechsele also in die dritte Person. Dadurch entsteht ein anderer Blickwinkel – und eine gewisse Distanz. Es handelt sich um eine Stelle, die sehr schmerzlich ist. Ich rücke das Kind in eine Distanz und schaue es an. In diesem Moment wird das biographische Ich ein Stück weit verfremdet. Wie wirkt sich das auf mich als reale Person aus? Wenn ich das wieder lese, weiß ich, was ich damals gefühlt habe und warum ich das so gemacht habe. Ich würde sagen, nicht diese Stelle hat mich verwandelt; das Schreiben des ganzen Buches war ein Prozess, der sehr tief in mich eingegriffen hat. Ich habe mehrere Jahre daran gearbeitet, es ist für mich ein relativ umfangreiches Buch, und die Auseinandersetzung mit diesem Ich, mit diesem Kind, mit dieser Adoleszenten, mit diesen Umständen, das hat manchmal wahnsinnig weh getan, auch die Erinnerung hat manchmal wahnsinnig weh getan. Ich habe enorm viel gelernt durch das Schreiben des Buches, und ich habe mich auch ein Stückchen verwandelt. Dieses Niederschreiben und Erschreiben meines frühen Lebens sowie die literarische Umwandlung – denn Literatur ist Umwandlung, sie ist nie eins zu eins – ja, das hat sehr viel mit mir gemacht. Das war ein enorm wichtiger Prozess. Ich kann es nicht mit einer Psychoanalyse vergleichen, aber auch wenn eine Analyse gelingt, gibt es eine Verwandlung. Man ist nicht mehr die gleiche Person wie zuvor. So etwas Ähnliches ist mit mir passiert, nur hatte ich kein Gegenüber, sondern es war das Schreiben selbst, das diese intensive und intime Auseinandersetzung gebracht hat. Es ist eine enorm intime Auseinandersetzung. Gleichzeitig versucht man die Dinge in eine gewisse Distanz zu rücken, damit man sie deutlicher sieht. Wenn Sie beim Analytiker auf der Couch liegen – ich habe es nie gemacht, aber ich weiß es von Beschreibungen – müssen Sie die Dinge ja auch irgendwie wegrücken, Sie müssen sie erzählen und dann sozusagen anschauen, sonst haben Sie gar keine Distanz. Das passiert hier natürlich auch.

In Ihrer Poetikvorlesung „Farbband und Randfigur“ beschreiben Sie, wie Franz Kafka in seinen Tagebüchern seine Angst vor der Übermacht des

Fixierten formuliert: Er wollte durch das Schreiben einen Augenblick oder seine körperliche Indisposition erfassen, aber plagte sich damit, dass er dann oft schmerzlich feststellen musste, dass seine Worte seinem Gefühl, seiner Absicht nicht genau entsprechen, worauf er fürchtete, dass ihn diese seine „ungenauen“ Formulierungen überwältigen würden.

IR: Wovor hat man Angst? Man hat Angst, dass man ein Gefühl nicht adäquat ausdrücken kann. Da ist der berühmte Gedanke von Hofmannsthal, dass die Worte einem wie modrige Pilze im Munde zerfallen. Man kann eigentlich nie verbal an das heranreichen, was was man spürt. Das Ungenügen der Sprache, des Ausdrucks, das kenne ich auch, aber ich habe mich da nie in einen Pessimismus reinfallen lassen, weil ich sehr an die Sprache glaube. Das ist eine Säule in meinem Leben, an der ich mich festklammere. Ich denke, dass es mir in *Mehr Meer* im Großen und Ganzen gelungen ist, Teile meines Lebens so zu schildern, dass es einem künstlerischen Anspruch genügt. Dies hat mich ein Stück weit verwandelt und weitergebracht. Die Erfahrung war extrem wichtig. Ängste vor einer Übermacht des Fixierten hatte ich nicht. Ich habe nach den richtigen Worten gerungen, um das auszudrücken, was ich möchte. Das war eher ein Kampf mit dem Wort. Immer gibt es Dinge, die sich schwer in Worte fassen lassen, wo die Gefühle und das Leben unendlich viel größer, viel reicher, viel bewegter und viel komplexer sind als das, was wir zu Papier bringen können. Da hat Kafka schon Recht. Nur war er ein Genie. Bei ihm ist jede Zeile großartig. Auch sein Tagebuch, auch seine fragmentarischen Sachen sind großartig. Er hatte Zweifel, ja, die klugen Leute zweifeln fast alle. Ich habe manchmal auch Zweifel, aber ich bin kein Genie. Und ich wusste, dass ich *Mehr Meer* schreiben muss. Es war ein Imperativ. Dann habe ich das Buch so realisiert, wie ich es realisieren konnte. Besser ging's nicht, also hadere ich nicht damit. Und Ängste – nein. Es war während des Schreibens ein Kampf, ein Ringen, aber mit Angst hatte es nichts zu tun.

In „Mehr Meer“ schildern Sie die Reisen nach Prag im Jahre 1966 und im Mai 1968 und nach Südmähren in den Siebzigern. Wievielmals waren Sie also in der Tschechoslowakei? Wen haben Sie getroffen?

IR: Vor dem Einmarsch der Sowjettruppen war ich zweimal in Prag. Die erste Reise in die Tschechoslowakei war meine erste Reise mit dem Schweizer Reisepass. Früher hätte ich es gar nicht gekonnt, wir hatten einen staatenlosen Pass. Es war schon schwierig, in die umliegenden Länder zu fahren, geschweige denn hinter den Eisernen Vorhang. Prag lockte, ich wollte unbedingt die Stadt von Kafka und Smetana sehen. Meine Mutter kannte sie auch gut. Dann bin ich gereist, und natürlich war das eine besondere Zeit, in

Aufbruchsstimmung. Alles vibrierte, die Kultur war interessant, Film, Theater, das Puppentheater von Jiří Trnka. Tschechisch kann ich nicht, ich verstehe es ein wenig, weil ich andere slawische Sprachen spreche. Aber ich habe es nie gelernt. Trotzdem fühlte ich mich in Prag sofort zu Hause. Und wie alle hoffte ich, der Prager Frühling würde eine Wende bringen. Das erwies sich leider als Illusion. Einige meiner Freunde emigrierten in die Schweiz, und ich fuhr mehrere Jahre nicht mehr in die Tschechoslowakei. Erst 1972 wagte ich es wieder, mit Felix Philipp Ingold, der als Slawist viele tschechische Schriftsteller und Künstler kannte, vor allem in Brno. So habe ich damals Jan Skácel kennengelernt, Oldřich Mikulášek, Ludvík Kundera – und auch Milan Kundera, der noch in Brno lebte. Es waren sehr interessante Kreise von Intellektuellen und Künstlern, und wir wurden sehr herzlich aufgenommen. Mehr als zwanzig Jahre später, 1996, war ich zusammen mit Susanna Roth in Prag. Susanna übersetzte Bohumil Hrabal ins Deutsche und hatte über ihn promoviert. Sie nahm mich mit in den „Goldenen Tiger“, wo Hrabal mit seiner Männerrunde an einem langen Tisch sass, über Kunst und Politik diskutierte und Bier trank. Das habe ich in *Mehr Meer* beschrieben, denn ich war sehr beeindruckt.

Sie schreiben, dass die Tschechoslowakei in der Normalisierung „ein anderes Land“ geworden ist.

IR: Die Stimmung war anders. Es gab die Charta, dann die Anticharta – Skácel und andere konnten nicht publizieren, weil sie die falschen Sachen unterschrieben hatten. Es herrschte Angst, es herrschte Misstrauen. Eine große Hoffnung war zunichte. Man gab sich der Resignation hin. Sechsendsechzig und achtundsechzig – das war grossartig! Ich habe die Tschechen so bewundert!

Sie erwähnen in Ihrem Buch einen gewissen Jan aus Prag.

IR: Ja, er war unser Reiseführer, ich fuhr mit einer Studentengruppe nach Prag. Später ist er mit seinem Bruder Tomáš in die Schweiz emigriert. Jan lebt immer noch in Zürich, Tomáš ist wieder zurück nach Tschechien.

Wie haben sich Ihre Eltern und Ihre Freunde dazu gestellt, als Sie 1969 für ein Jahr in die Sowjetunion gehen wollten?

IR: Meine Mutter hat wenig gesagt. Mein Vater, der politisch klare Vorstellungen hatte und der dieses Regime überhaupt nicht mochte, hat sich natürlich ein bisschen quergestellt. Es war so – ich hatte ein Stipendium. An der ETH gab es ein Austauschstipendium zwischen Leningrad und Zürich. Ich war schon am Ende meines Studiums, habe bereits an meiner Dissertation

gearbeitet und wollte mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen. Ich dachte, dort kann ich gut Russisch lernen und mir die Situation aus der Nähe anschauen. Was man aus der Ferne erfährt, ist meist verfälscht. Natürlich hiess es: „der böse Kommunismus, alles schrecklich“ – aber es war nicht alles schrecklich. Einiges war tatsächlich nicht gut, anderes aber sehr gut. Es war jedenfalls richtig, dass ich mich durchgesetzt habe, weil das Jahr in Leningrad eines der intensivsten meines Lebens wurde. Ich habe sehr viel Schönes und Bereicherndes erlebt. Meine Eltern haben mich schliesslich sogar besucht – und zwar sind sie mit dem Auto aus Zürich nach Leningrad gereist und zurück, über Deutschland, Schweden und Finnland. In Leningrad haben sie in einem superschönen Hotel, dem Evropejskaja übernachtet, wo fast nur Touristen aus dem Westen abstiegen. Ich selber habe sehr einfach gelebt, in einem Zweierzimmer in einem Studentenwohnheim. Meine Mitbewohnerin Nadja sollte mich überwachen, aber sie war unfähig. Sie war depressiv, lag immer nur im Bett, wenn ich morgens wegging, war sie im Bett, wenn ich abends kam, war sie auch im Bett. Jedenfalls war dieses Wohnheim alles andere als komfortabel und luxuriös. Als meine Eltern im schönen Evropejskaja wohnten, merkte ich, dass da Welten aufeinanderprallten. Im Hotel mit seinem Berjoska-Laden konnte man mit Dollar alles kaufen, was es in normalen Läden nicht gab. Ich war vollkommen hin- und hergerissen und fand diesen Besuch sehr anstrengend, weil er mich aus meinem dortigen Leben herauswarf. Ich wusste plötzlich nicht mehr, wo ich hingehöre. Eigentlich hatte ich mich schon gut eingelebt, jetzt aber musste ich die Touristenführerin spielen und verkehrte in teuren Hotels. Das war schwierig.

Wenn ich mich an meine Reise nach Sankt Petersburg vor drei Jahren erinnere, denke ich an eine Verbindung von Schlichtheit, Zwanglosigkeit und Geborgenheit in einem.

IR: Es ist eine schöne Stadt, durch das viele Wasser, die Newa und die Kanäle, sowie die herrlichen Palais. Moskau ist wahnsinnig hochgeschossen mit diesen Wolkenkratzern und glamourösen neuen Vierteln. Die Petersburger haben gesagt: bitte keine Hochhäuser im Zentrum, wir wollen das nicht – und das war richtig, weil dadurch die Skyline erhalten geblieben ist. Die Palais sind nicht hoch, auch nicht die Ermitage. Und diese zarten Pastellfarben! Es ist jedes Mal eine wunderschöne Stadt. Auch das Licht ist zauberhaft. Sehr schön ist der Juni während der Weißen Nächte, wenn es praktisch bis Mitternacht hell ist, nur ein bisschen gräulich. Ich habe die Stadt fest ins Herz geschlossen. Zu Moskau habe ich nie eine Beziehung entwickeln können. Es war mir irgendwie zu groß und zu stalinistisch. Stalin hat dieser Stadt sehr viel angetan, indem er breite Straßenschneisen bauen liess. Dafür wurden ganze Quartiere abgetragen. Und dann diese Zuckerbäckerbauten.

Moskau muss früher, vor der Stalin-Zeit, sehr schön gewesen sein. Aber sobald Hauptstädte zu Zentren der Macht werden, droht Gefahr. Petersburg war auch mal Hauptstadt, aber zu Zeiten, wo schöner gebaut wurde. Später, während des Zweiten Weltkriegs, hat es furchtbar gelitten. Die Blockade, die neunhundert Tage dauerte, war für die Stadt eine Katastrophe. Die Menschen sind massenhaft verhungert und erfroren, ihre Leichen hat man auf Schlitten wegtransportiert – solange es kalt war, roch das nicht. Aber man konnte sie gar nicht beerdigen, die Erde war steinhart und die Leute waren zu entkräftet, um ihre Angehörigen zu beerdigen. Es ist grauenhaft, wieviele Menschen gestorben sind. Insofern hat die Stadt eine sehr tragische Vergangenheit. In *Mehr Meer* komme ich darauf zu sprechen.

In Moskau prallen die Kontraste aufeinander – das Luxuriöse des GUM-Kaufhauses und die Zuckerbäckerbauten auf der einen Seite, das Aggressive der Menschenmassen und der rasenden Autos auf den sechsspurigen Straßen, wo die Spuren aber völlig fehlen, das Steril-Anonyme und durchaus Dystopische der wimmelnden Scharen der Angestellten eines Ministeriums nach dem Ende einer Schicht, aber auch der Bekleidungsstil mancher, den ich nur noch aus den Fotos aus dem tschechoslowakischen Sozialismus kenne.

IR: In Petersburg haben Sie die Kontraste nicht gespürt? Vielleicht weil dort der Glamour fehlt?

In Petersburg war ich nur drei Tage, und vor allem im Zentrum um den Newski Prospekt. Hier erscheint die Stadt im Grunde viel schlichter als Moskau.

IR: Es stimmt, in Moskau prallen viele Gegensätze aufeinander. Man sieht die wahnsinnig reichen Russen, die mit ihren Limousinen herumfahren, die Frauen in Pelzen, die in den teuersten Restaurants sitzen, aber dann auch ganz arme Menschen, die vor den Kirchen betteln. Die Rentner können in Russland von der Rente nicht leben, nur verhungern. Also müssen sie irgendwo Geld auftreiben.

Wenn man sich einhundert Kilometer von Moskau entfernt, begegnet man in den Klöstern, die sich inmitten von nichts befinden, einer Religiosität, die einem den Atem raubt.

IR: Viele Russen sind sehr religiös, und es ist eine besondere, innige Religiosität, voll Demut und Hingabe. Bei uns gibt es so etwas überhaupt nicht. Ich habe vor anderthalb Jahren eine ziemlich große Reise auf den Spuren von Rainer Maria Rilke gemacht, der zweimal in Russland war. Im

Anschluss habe ich einen längeren Reiseessay geschrieben, der anlässlich der Ausstellung *Rilke und Russland* als Katalogtext erschienen ist. Die Ausstellung wurde zuerst im Literaturarchiv Marbach gezeigt, dann in Zürich und Bern und schliesslich in Moskau. Meine Reise führte viel über Land. Moskau ist Moskau, aber diese kleinen Provinzstädte sind zum Teil von großer Trostlosigkeit. Nur die Kirchen wirken schön und feierlich, mit dem Glanz der Ikonen und der Kerzen. Und die Gottesdienste sind prächtig. Es gibt eine riesige Diskrepanz zwischen den Grossstädten und der Provinz. Sogar Petersburg ist viel ärmer als Moskau. Wobei mich dies nicht stört. Sollen sie bitte nicht in die Höhe bauen, sondern das Zentrum belassen, wie es ist. Aber es gibt Hunderte von Städten, die völlig trostlos sind. Die Straßen sind in schlechtem Zustand, voller Schlaglöcher. Russland ist kompliziert. Wie der russische Dichter Tjutschew sagte: „Russland kann man mit dem Verstand nicht erfassen.“ Mit dem Herzen aber wahrscheinlich auch nicht.

Sie schreiben in ihrer Poetikvorlesung: „Ich erfinde nicht, sondern verbinde neu.“ Finden Sie, dass Sie auch durch die Migräne, die Sie ja in mehreren Texten thematisieren, für solche Verbindungen empfänglicher sind? Machen die körperlichen Einschränkungen einen kreativer?

IR: Ich würde die Migräne separat behandeln. Nicht im Zusammenhang mit diesem Satz. Die Migräne – ob ich sie wegen des Schlittenunfalls bekam oder aus anderen Gründen, ich weiß es nicht – die Migräne bedeutet ein sehr sensibles Nervensystem. Das ist bei mir bis heute so. Ich habe jetzt weniger Kopfweg, aber die große Sensibilität des vegetativen Nervensystems ist geblieben. Das heißt, bestimmte Dinge tun mir nicht gut, vor allem zuviel Stress. Ob die Migräne positive Auswirkungen hat, ob man die Migräne schöpferisch ausnutzen kann – keine Ahnung. Dafür gibt es keine Beweise. Ich versuche aus meiner Konstitution das Beste zu machen. Lieber hätte ich keine Migräne gehabt, denn sie hat mich im Leben wahnsinnig viel Zeit und Energie gekostet. Schmerzen sind Schmerzen. Das wünscht man sich nicht, selbst wenn man dadurch schöpferisch würde. Ich beschreibe an einer Stelle in *Mehr Meer* einen solchen Migräneanfall und wie er aufhört – da spreche ich von einem Moment der Klarheit und der Euphorie. Das ist eine interessante Erfahrung, die ich oft gemacht habe, als wäre ich vom Tod auferstanden und würde das Leben neu entdecken. Alle Sinne sind unglaublich geschärft. Es ist, als würde ich die Welt mit neuen Augen sehen. Übrigens gibt es da gewisse Parallelen zur Epilepsie. Dostojewski, der Epileptiker war, beschreibt einige epileptische Anfälle seiner Helden – zum Beispiel im Roman *Der Idiot*. Fürst Myschkin ist Epileptiker. Auch er erlebt diesen Moment der Klarheit, nachdem der Anfall vorbei ist. Der Anfall hat etwas Reinigendes, Kathartisches, er erhöht die Aufnahmefähigkeit und

gleicht einer Art Auferstehung. Das ist etwas Besonderes. Aber mit meinem Schreiben hat es nichts zu tun. Ich bin einfach ein sensibler Mensch mit viel Empathie, ich kann mich gut in andere Menschen hineinfühlen, und das hilft beim Schreiben. Phantasie habe ich natürlich auch, wobei ich weder phantastische Romane schreibe noch Texte mit ausgefallenen Storys. Das liegt mir nicht. Märchen interessieren mich, am liebsten aber schreibe ich über Erfahrenes, Beobachtetes, Erlesenes, das ich mit Erfundenem kombiniere. Ich schaffe daraus eine Art Collage, ein Mosaik. Es geht mir um neue Verbindungen, nicht darum, nochmal das Ei des Kolumbus zu erfinden. Meine Stärke liegt im Verknüpfen. Das gilt für ein kleines Gedicht ebenso wie für *Mehr Meer*. Die Frage ist immer: Wie bringe ich die Dinge so zusammen, dass sie überraschend und zugleich schlüssig sind, und dass der Leser sich orientieren und im Text wiederfinden kann. Mit *Mehr Meer* haben sich viele Menschen identifiziert, vor allem Frauen. Das hat mich gefreut, denn ich schreibe nicht nur für mich, auch wenn ich nicht bei jedem Satz an den Leser denke. Aber der Leser soll mit dem Text etwas anfangen können. Also in der Art der Verbindung liegt die Originalität jedes Schriftstellers. Manche Autoren haben viele Stoffe zur Verfügung, ich operiere mit einem ziemlich überschaubaren Stoff. Es geht mehr um Finden als um Erfinden, und darum, das Gefundene interessant zu verbinden. Das ist meine künstlerische Losung. Nach diesem Prinzip arbeite ich schon sehr lange, und ich glaube, ich bleibe dabei.

Interview mit Irena Brežná²

Frau Brežná, in Ihrem neuen Buch „Wie ich auf die Welt kam“ findet man Essays über Ihre Emigration und Ihr Leben in der Schweiz, sowie Essays zur Gegenüberstellung der Slowakei in den Sechzigern und heute, fünfzig Jahre nach der Okkupation 1968. Sie stellen in gewissen Aspekten Parallelen zwischen damals und heute und schildern dort für die Schweizer Leser die gegenwärtige politische Krise in der Slowakei, die sich mit der Ermittlung der Ermordung des investigativen Journalisten Ján Kuciak und seiner Verlobten Martina Kušnírová ausgelöst hat. Sofern Sie die slowakische Gesellschaft von einer gewissen Entfernung beobachten, inwieweit waren Sie von den Gegebenheiten dieses Jahres überrascht?

IB: Ich habe immer wieder Lesungen in der Slowakei, und es kommen vor allem junge Menschen, Studentinnen, was mich sehr freut. An einer Lesung letztes Jahr haben sie mir die Frage gestellt, ob mich die schlimme Korruption auf der Regierungsebene in der Slowakei deprimiere. Ich habe die jungen Leute beruhigt und gesagt, dass ich es von außen nicht so dramatisch empfinde, dass ich eher denke, die Menschen in der Slowakei drehen sich viel zu sehr um ihre eigene Welt und davon käme der Hang zum Negativismus. Dann war ich überrascht, als der Mord an Ján Kuciak und seiner Verlobten verübt wurde, den man sogar mit der Regierungsspitze und der kalabrischen Mafia `Ndrangheta in einen Zusammenhang brachte. Inzwischen sind die Hintergründe des Doppelmordes komplizierter, sie zeigen auch auf die Verflechtung zwischen slowakischem kriminellen Milieu, der Geschäftswelt und der Polizei. Gleichzeitig hat mich sehr gefreut, wie viele Menschen, vor allem die Jugend auf die Straße gegangen sind, um gegen das vergiftete gesellschaftlich-politische Klima zu protestieren. Der Jugend gehört die Zukunft, desto besorgter soll sie sein. Und sie ist es zum Glück.

Sie beginnen das Buch mit der Episode aus der Zeit Ihrer Adoleszenz, wie sich Ihre Beziehung zum Politischen durch das zerstörte Bild des Präsidenten Novotný in Ihrem Klassenraum geformt hat. Das Buch endet wieder mit den

² Das Interview fand am 27.9.2018 in Basel statt. Die tschechische Übersetzung vgl. Svým psaním pomáhám Helvetii nést těžký kufr [Mit meinem Schreiben helfe ich Helvetia ihren Koffer zu tragen]. Interview mit Irena Brežná. *iLiteratura.cz*, 28.8.2019. Online: <http://www.iliteratura.cz/Clanek/42001/brezna-irena> (Stand: 4.9.2023).

Jugendlichen. Sehen Sie also die jungen Menschen als Träger der Hoffnung auf die Verbesserung?

IB: Sicher nicht immer, denn es gibt auch andere junge Menschen, die sehr nach rechts driften. Die jungen Menschen haben auch die Tendenz, die Welt schwarz-weiß zu sehen. Vielleicht auch, weil ihr Denken noch so einfach gestrickt ist, da sie wenig Erfahrung haben, neigen sie zur Radikalität. Weil je differenzierter man die Dinge sieht, umso mehr zweifelt man und wird eventuell weniger aktiv. Diese Reportage ist mir zugefallen – ich war gerade in der Slowakei für das Schweizer Radio DRS und das Schweizer Online Magazin republik.ch, um über die Proteste zu schreiben. Erst nachher habe ich die Reportage ins Buch aufgenommen. Tatsächlich passt der Text hinein, zwischen der jungen Abiturientin in Bratislava, die heute die Demos in Bratislava organisiert, gibt es eine Verbindung zu uns, als wir selbst achtzehn Jahre alt waren. Somit gibt es im Buch eine Zeitspanne von einem halben Jahrhundert. Es war ein glücklicher Zufall. Ohne die Demonstrationen hätte ich über die Slowakei nicht geschrieben, weil es für mich in den letzten Jahren in meiner alten Heimat nicht so aufregend war, was eigentlich ein gutes Zeichen für das Land ist. Früher, Jahre nach der Wende habe ich viel über die damalige Tschechoslowakei geschrieben.

Wie wird die Slowakei und Ostmitteleuropa in der Schweiz rezipiert? Spüren Sie hier ein Interesse daran?

IB: Praktisch überhaupt nicht. Die Slowakei wird als Teil all der vagen Vorstellungen über das sogenannte Osteuropa wahrgenommen. Ich war sehr überrascht, dass die Zeitschrift republik.ch mir diesen Auftrag gab. Das ist nur dem Umstand zu verdanken, dass die westlichen Medien von den Demonstrationen berichtet haben, und dass es sich um Proteste gegen die korrupte Regierungsspitze handelte. Die Reportage ist auch in Italien erschienen, in *internazionale.it*, wohl wegen der Verbindung zu 'Ndrangheta, die auch in der Slowakei operiert, wie es sich gezeigt hat. In der Schweiz wird nicht wirklich zwischen den einzelnen Visegrád-Staaten, ob Ungarn, Polen, Tschechien oder die Slowakei unterschieden. Man berichtet zwar über Orbán, aber eher wenig über den Widerstand gegen ihn. Ich war im Frühling 2018 an der Budapester Buchmesse, weil dort mein Roman *Die undankbare Fremde* auf Ungarisch erschienen ist. Dort traf ich großartige Menschen, Intellektuelle, die etwas gegen den Abbau des Rechtsstaats in Ungarn tun. Auch meine Freunde und Freundinnen in der Slowakei sind Intellektuelle, die proeuropäisch denken, dasselbe ist in Tschechien – ich kenne dort nur Menschen, die gegen Zeman und Babiš sind, wie die Journalistin Petra Procházková, der Autor Marek Toman, der mit mir ein Interview für

Hospodárské noviny gemacht hat, Štěpán Černoušek – Russist, Aktivist und Mitglied der Tschechisch-Tschetschenischen Gesellschaft – und Jana Hradílková, Aktivistin für tschetschenische Frauen. Wenn ich Raum in den Medien bekomme, bin ich bestrebt, zu differenzieren und nicht nur das Schlechte aufzeigen, sondern auch den Widerstand sichtbar zu machen. Genauso wie ich über Tschetschenien berichtet habe, nicht nur über die Kriegsgräuel, sondern auch über die tschetschenischen Aktivistinnen, die dem etwas entgegensetzen.

In Ihrem Essayband Slowakische Fragmente von 1986 kritisieren Sie die slowakische Gesellschaft der Fünfziger Jahre, wie Sie sie vor Ihrer Emigration erlebt haben – darunter auch die Geschlechtsstereotype, von denen die Gesellschaft in Trenčín beherrscht war, zum Beispiel die aggressive Männlichkeit und willfähige Weiblichkeit. In Ihrem Roman Die undankbare Fremde geht die Erzählerin wieder auf die Kleidungspräferenzen der Schweizer Frauen ein, die nicht so anbiedernd waren wie etwa die glitzernden Miniröcke, an die Ihre Erzählerin aus der Tschechoslowakei gewohnt war. Mussten Sie selbst Ihre Kleidungsgewohnheiten wegen der Emigration ändern, um von den Schweizern akzeptiert zu werden und zugleich nicht den Ausdruck Ihrer Persönlichkeit zu verlieren? Haben Sie Kompromisse gemacht?

IB: Es ist wahr, dass es hier einen ganz anderen Begriff der Weiblichkeit gab als in der Tschechoslowakei damals. Das verschwindet jetzt aber in der Slowakei. Die Kleidung wird auch eher praktisch, funktionell, androgyn und einheitlich. Aber als ich hierherkam, war es an der Universität sehr ausgeprägt, dass die wenigen Frauen, die überhaupt studierten, sehr männlich wirkten, auch in der Kleidung. Ich habe das nicht mitgemacht. Ich habe meine Vorstellung von der Weiblichkeit beigehalten. Das war mein Stolz, meine Identität. Das war für mich der Begriff der Schönheit. Meine Mutter hat mir Kleider genäht. Ich wurde immer wieder darauf angesprochen, woher hast du die Kleider, du bist doch ein Flüchtling. Oder aber – wie ziehst du dich an, so gehen nur Kosmetikverkäuferinnen herum. Es stimmte tatsächlich, wer an der Universität studierte, musste sich ein männliches Aussehen geben, um wirklich akzeptiert zu werden, vor allem von den Männern, aber auch von den Frauen. Die Kleidung diente auch dazu, den Klassenunterschied hervorzuheben. Eine Kosmetikverkäuferin kann sich mit all dem Firlefanz schmücken, aber eine Studentin soll nicht auf ihren Körper achten und sich nicht mit dieser Art vordergründiger Weiblichkeit hervortun. Das war in der Tschechoslowakei natürlich gar nicht so. Aber als ich letztes Mal in Banská Bystrica war, habe ich ein Kleid mit einer Jacke angezogen. Es war von meinem beliebten russischen Designer, der in Kanada lebt. Niemand war so

angezogen. Und dann hat mich meine Freundin geneckt im Sinne, in so einem Kostümchen gehe eine Kleinbürgerin ins Theater. Das hat mich daran erinnert, dass diese Art Weiblichkeit sogar in einer mittelslowakischen Stadt wie Banská Bystrica vorbei ist. In Bratislava ist dieses Sich-Herausputzen praktisch schon verschwunden. Ich fahre übermorgen nach Hamburg zu Auftritten, die von einer feministischen Organisation veranstaltet sind und habe zu mir ganz bewusst gesagt – ah, da nehme ich trotzdem ein Kleid mit, nicht nur Hosen. Aber nicht allzu bunt. So ist es besser. Aber sonst habe ich meinen Stil, meine Kleider und überlege nicht, ob ich damit anecke. Jedes Mal, wenn ich in die Slowakei oder nach Tschechien fuhr, fand ich die Frauen so wunderschön. Nicht nur wie sie angezogen waren, sondern auch ihre Körperhaltung und das Bewusstsein der Weiblichkeit. Aber das kann im Westen schnell in Abwertung umschlagen, weil wenn man dann gleich weiß – das ist eine osteuropäische oder ostmitteleuropäische Frau – und ihre Art Schönheit kann anrühlich wirken, als wäre sie eine halbe Prostituierte.

Was war der Hauptgrund zur Emigration für Ihre Eltern? War es die Okkupation?

IB: Nein, die Okkupation war nur der Auslöser. Meine Mutter wollte schon immer emigrieren, zumindest seit die Kommunisten die Macht übernommen hatten. Sie wollte eine Geschäftsfrau sein, sie wollte in die Welt hinaus. Dann hat sie Ende der 50er Jahre die Flucht vorbereitet. Wir sollten über die Ostsee, über Polen nach Schweden fliehen. Sie wurde dann gefasst und war ein Jahr im Gefängnis. 1961 ist sie freigekommen, wie die meisten politischen Gefangenen in der Tschechoslowakei, wobei sie nur halbpolitisch war – sie wurde als Schmugglerin verurteilt. Aber als Schmugglerin hätte sie wohl nicht so eine hohe Strafe bekommen. Es war auch ein Verdacht auf Spionage dabei. Mein Vater wurde als Klassenfeind in die Produktion geschickt, zuerst in einen Steinbruch, nachher als Hilfsarbeiter auf einem Bau in der Ostslowakei und später arbeitete als ein kleiner Beamter bei ČSD. Indem seine Frau verurteilt war, sollte auch er bestraft werden.

Was war Ihre Mutter von Beruf?

IB: Sie hat eine kaufmännische Lehre abgeschlossen und war in der Anwaltskanzlei meines Vaters tätig. Sie hat später als kaufmännische Angestellte in Trenčín und dann in Bratislava gearbeitet.

Sie haben vor der Emigration in Trenčín gelebt?

IB: Es war so – ich bin 1950 in Bratislava geboren, weil mein Vater dort die Anwaltskanzlei hatte. Es gab aber die Verfolgung bestimmter Berufsgruppen,

und gerade 1950 kamen die Anwälte dran. Also wir mussten die Hauptstadt verlassen und gingen nach Trenčín, weil ja dort das Haus von den Großeltern war. Aber man hatte dort schon Arbeiterfamilien einquartiert, und wir bekamen nur zwei Zimmer. Der Traum meiner Mutter war immer wegzugehen aus Trenčín, vor allem nachdem sie im Gefängnis gewesen war, das war für sie eine Schmach. Dann haben wir “družstevný byt” (Eigentumswohnung) in Bratislava gekauft. 1963 kehrten wir also zurück nach Bratislava. Dann habe ich bis Abitur, bis Sommer 1968, in Bratislava gelebt.

Sie waren damals achtzehn Jahre alt, als Sie in die Schweiz gekommen sind. Sind Sie dann direkt zur Universität gegangen?

IB: Nein, das war nicht möglich, sondern in Kanton Fribourg gab es Vorbereitungskurse für Studierende aus dem Ausland. Wir waren etwa ein hundert Tschechen und Slowaken, wir lernten ein halbes Jahr Schweizer Geschichte, Deutsch, Englisch, Mathematik. Im Frühjahr 1969 habe ich dann angefangen, im Sommersemester hier in Basel zu studieren. Ich habe zuerst Germanistik, Anglistik und Slawistik belegt, aber habe die Zwischenprüfung in Germanistik nicht bestanden. So gut Deutsch konnte ich doch noch nicht. Zwar hatte ich Englisch im Gymnasium in Bratislava, aber mein Englischniveau war ebenfalls nicht ausreichend. So wechselte ich zu Psychologie und Philosophie, beides hat mich sehr interessiert.

Sie konnten nach der Emigration nicht zurück in die Slowakei, sondern erst nach einundzwanzig Jahren im Dezember 1989.

IB: Ja, aber ich würde nicht sagen in die Slowakei, sondern Tschechoslowakei – ich habe ein tschechoslowakisches Bewusstsein, eigentlich bis heute.

Wie waren Ihre ersten Eindrücke?

IB: Während des aufregenden Novembers 1989 haben tschechoslowakische Emigranten in Basel ad hoc eine Gruppe gegründet, wir wollten nützlich sein und haben zunächst drei Faxgeräte für die Samtene Revolution gekauft. Mit denen bin ich von Zürich nach Prag geflogen und von Prag nach Bratislava und Košice. Es war unheimlich aufwühlend. Ich habe nicht erwartet, das Land in solch einem katastrophalen Zustand vorzufinden, schon rein äußerlich. Prag war verkommen. Bratislava war auch düster. Menschen erschienen mir wie Schatten ihrer selbst. Aber gleichzeitig gab es Demonstrationen, und ich bin mit meinem jüngeren, damals dreijährigen Sohn mitmarschiert. Es war überwältigend zu sehen, dass die Tschechoslowakei wirklich frei werden

würde. Ein unglaubliches Glücksgefühl. Wir hatten es doch nicht gehofft. Wir hatten uns auf ein ewiges Emigrantenleben eingestellt.

Haben Sie nach der Revolution auch mal überlegt, in die Tschechoslowakei zurückzukommen?

IB: Ich habe Illusionen gehabt über die Situation der Frau in der Tschechoslowakei. Schon wie ich zu *Občanské fórum* kam und Havel schlief dort im Nebenzimmer, und ich sprach mit den Revolutionären, habe ich dort auch Frauen gesehen, die die Revolution aktiv mitgemacht haben, aber sie waren sekundär, sie haben die Männer bedient. Das war dann in Bratislava dasselbe. Darüber habe ich einen Text geschrieben, der in der deutschen feministischen Zeitschrift *Emma* erschienen ist und nachher erschien er auch auf Slowakisch. Dann haben mir meine Freundinnen gesagt, dass erst durch diesen Text ihnen bewusstgeworden sei, wie sie von den revolutionären Männern verdrängt worden waren. Ich hatte immer gedacht, hier in der Schweiz sei die Unterdrückung der Frau fürchterlich, die Frauen hatten ja nicht einmal das Wahlrecht, erst ab 1971, sie waren in den Sechzigern, Siebzigern praktisch nirgendwo in der Öffentlichkeit, hatte keine wichtigen politischen Ämter, keine Stimme, sie waren stumm. Das war erniedrigend. In der Tschechoslowakei hatten die Frauen zwar die Doppelbelastung, aber vielmehr Selbstbewusstsein, einen Beruf und finanzielle Unabhängigkeit. Nicht zu vergleichen mit der Situation, wie hier in der Schweiz die Frauen gekuscht haben, und wie wichtig es war, wenn der Mann um sechs von der Arbeit kam, dass sie nach Hause rannten. Und da sah ich bei meiner Rückkehr, dass die Situation in der Tschechoslowakei auch nicht gut war. Ich habe mir also gesagt, ich würde nur mit dem Ziel zurückkommen, um eine gute feministische Zeitschrift zu gründen. Weil die Frauenzeitschriften, die ich sah, eine Katastrophe waren, *Žena* und *Slovenka* und wie sie noch hießen, so bieder und blöd. Ich musste aber nicht zurückkehren, weil diese Zeitschrift wirklich erschienen ist – *Aspekt*. Eine großartige feministische Zeitschrift, die von intellektuellen Frauen gegründet wurde, die zum Beispiel die Literaturzeitschrift *Slovenské pohľady* verlassen hatten. *Aspekt* ist dann später auch ein Verlag geworden, der seit Jahren meine Bücher herausgibt, mit Ausnahme meines Sammelbandes über tschetschenische Frauen *Vlčice zo Sernovodska*, der beim Verlag *Absynt* erschienen ist. Ich musste also nicht zurückkehren, zurückgekehrt sind meine Texte. Das genügt. Ich bin sicher dreimal, viermal im Jahr dort, aber immer beruflich, wenn ich dort auftrete.

Hatten Sie die Möglichkeit, noch vor der Emigration durch die Tschechoslowakei oder ins Ausland zu reisen?

IB: Ja, wir fuhren zum ersten Mal ins Ausland 1959, und zwar nach Polen. Die Tschechoslowakei war in den Fünfzigern total isoliert, wir durften nicht einmal in das nächste sozialistische Land reisen. Als wir nach Polen fuhren, war das noch eine große Rarität. Dann hat sich die Lage allmählich gelockert. Schon 1966 fuhr ich mit meiner Mutter nach Italien, dann 1967 im Sommer nach Wuppertal und wohnte dort bei einer deutschen Familie. Aber die Stimmung in Deutschland war damals unangenehm. Der Nazi-Mief war noch spürbar. Auch der Vater der Familie war Wehrmachtsoldat im Protektorat Böhmen und Mähren gewesen. Die Nazizeit war noch total unbewältigt, und gleichzeitig war die Konsumgesellschaft da, der wirtschaftliche Aufschwung. Ich bat nachher meine Eltern, wenn wir schon emigrieren müssen, dann bloß nicht nach Deutschland. Heute ist das natürlich ein ganz anderes Land, ich fahre gerne hin.

Ich möchte jetzt über Ihren Essayband „Die Wölfinnen von Sernowodsk. Reportagen aus Tschetschenien“ von 1997 (auf Tsch. 2012) sprechen. Darin schildern Sie die Situation der Frauen im tschetschenischen Krieg. Was war der erste Anlass zu Ihren Reisen dahin?

IB: Als Slawistin wollte ich natürlich nach Russland reisen, aber konnte nicht. Erst während der Perestroika fuhr ich für eine Reportage über sowjetische Dissidenten für den Zürcher Tagesanzeiger nach Moskau. Das waren meine Helden und Heldinnen. Das waren Menschen, die wegen ihrer regimekritischen Überzeugung bereit waren, eine Gulag-Strafe auf sich zu nehmen. Einige von ihnen habe ich schon im Westen kennengelernt und mit ihnen Interviews gemacht. So bin ich Journalistin geworden. Bei meiner Moskauer Reise habe ich dann jene ehemaligen politischen Gefangenen kennengelernt, die dort geblieben waren und Organisationen gegründet hatten. Das war 1992, noch unter Jelzin. Einer von ihnen war der russische Journalist und Menschenrechtsaktivist Andrei Mironow. Im Dezember 1994 besetzten Panzer Grosny, und er fuhr immer wieder mit ausländischen Journalisten hin. Er hat zu mir gesagt, komm doch mit. Andrei war ein äußerst ehrlicher, selbstloser, großartiger Mensch. Übrigens wurde er vor drei Jahren in der Ostukraine, in Slawjansk bei einem Mörserbeschuss getötet, als er dort einen italienischen Fotografen begleitet hat, der auch getötet wurde. Andrei konnte mir den Krieg in Tschetschenien erklären, mich anweisen, wie ich mich dort bewegen soll, und nachher bin ich auch ohne ihn hingefahren.

Hatten Sie Angst?

IB: Ich hatte eigentlich zu wenig Angst. Als ich aber zurückkam, bekam ich plötzlich hier in Basel Panikattacken, das sogenannte posttraumatische

Syndrom. Ich wusste nicht, dass es viele Kriegsreporter oder Soldaten haben. Dann musste ich lernen damit umzugehen. Ich habe ein paar Jahre gebraucht, bis das weggegangen ist. Aber immer noch, wenn ich über Tschetschenien spreche, bekomme ich leises Herzflattern.

Sind sie immer noch im Kontakt zu einigen der Frauen, denen Sie in Tschetschenien begegnet sind und die Sie interviewt haben?

IB: Jaja, nicht nur interviewt. Ich habe ein paar Menschenrechtlerinnen immer wieder eingeladen, wir sind gereist und aufgetreten in Deutschland, Italien und in der Schweiz. Wir waren in Rom bei der Partei der Grünen, in Bonn auch bei den Grünen, in Bern bei Parlamentariern. Was wir alles getan haben, um klarzumachen, was dort geschieht. Es entstanden danach Gruppen im Westen. Ich habe auch humanitäre Projekte unterstützt, aber nicht in dem Ausmaß wie Petra Procházková. Ich trieb in der Schweiz Gelder auf. Dann habe ich mich in Basel als Dolmetscherin für tschetschenische Flüchtlinge gemeldet, weil sie meist russische Dolmetscher bekamen, und denen konnten sie sich nicht öffnen.

Weil die Russen die Aussagen der Tschetschenen umdrehen würden?

IB: Sie hatten Angst vor infiltrierten Russen. Wenn sie beim Migrationsamt über die Verfolgung sprachen, und ein Russe oder eine Russin dolmetschte das, dann fürchteten sie, dass er oder sie es dem FSB melden könnte. Sie waren ja nicht sicher, ob man sie nicht nach Russland zurückgeschickt, und dann hätten man all das Material über sie und sie wären erledigt.

Sie schildern dort auch anhand Fotos Grausamkeiten vonseiten der russischen Armee, ihre Gräueltaten, die sie dort begangen haben, aus der Sicht der Frauen, aber auch subjektive Gefühle, wie sie dort die erste verstümmelte Leiche gesehen haben. Können Sie mehr darüber sagen, wie Sie sich mit der Situation persönlich vor Ort auseinandergesetzt haben? Wievielmals waren sie dort?

IB: Ich war viermal dort, jeweils für etwa drei Wochen. Ich hatte dort so viel zu tun, dass ich nicht viel nachdenken konnte. Es ging mir darum, alles aufzunehmen und niederzuschreiben. Ich war alleinerziehend mit zwei Kindern und musste bald zurück. Länger wäre es aber für die Psyche zu viel, es war unglaublich anstrengend. Ich konnte all das Chaos, die Gesetzlosigkeit, die Grausamkeit manchmal nicht mehr aufnehmen. Denn wenn eine Journalistin aus dem Westen kam, dann stürzten sich alle auf sie und redeten und klagten.

Der Band „Die Wölfinnen von Sernowodsk“ enthält den „Gesang der Wajnachinnen“, einen collagenartig zusammengestellten Gesang vieler Frauenstimmen. Es ist einerseits eine Klage, aber andererseits auch ein Manifest der Nichtaufgebenden. Könnten Sie zur Entstehung dieses Textes etwas sagen?

IB: In diesem Gesang sind die stärksten Passagen, die ich aus den vielen Interviews mit den Frauen herausgenommen habe. Das waren tschetschenische Flüchtlingsfrauen, die nach Inguschetien kamen, wo sie von der inguschischen Bevölkerung gastfreundlich aufgenommen wurden. Dort habe ich die meisten Gespräche geführt, aber auch in Grosny selbst. Ich fand ihre Art zu reden sehr archaisch – von Mutterschaft, Krieg, Tod, Heimatliebe, vom Verrat. Es war wie Poesie. Es war wie Shakespeare. Aber man darf nicht vergessen, dass es der erste Krieg war. Es war erst der Anfang. 1997 war dieser Krieg zu Ende und dann kam eine Art Unabhängigkeit. Nachher (*der zweite Krieg fing 1999 an, Anm. JDP*) waren die Menschen schon müde, zermürbt, und diese Art Widerstand gab es wohl nicht mehr. Der Überlebenskampf wurde härter.

Hatten Sie Vorbilder für den Mut und rebellischen Geist, den Ihre Erzählerin in „Die undankbare Fremde“ verkörpert, oder den sie in den Neunzigern gebraucht haben, um nach Tschetschenien zu fliegen?

IB: Ich habe Oriana Fallaci gelesen, eine italienische Journalistin (1929–2006, *Anm. JDP*), die viel über den Krieg berichtet hatte. Meine Mutter war auch eine starke Frau, die sehr emanzipiert war. Ich habe nie das Gefühl gehabt, ich muss kuschen. Sonst hat mich als Autorin Simone de Beauvoir beeindruckt. *Das zweite Geschlecht* habe ich auf Slowakisch gelesen. Ich habe Simone de Beauvoir auch geschrieben, nach Paris, und sie hat mir sehr freundlich auf Englisch geantwortet. Ich wollte sie interviewen, aber sie hat sich entschuldigt, dass sie viel zu tun hätte. Ich habe ihr geschrieben, dass sie mir das Leben gerettet hätte durch ihr Buch, und dass ich dank dem besser verstehe wie ich als Frau im Patriarchat reagiere, woher die Mechanismen kämen, und ich habe ihr dafür gedankt. Das einzige, was mir nicht gefallen hat, war ihre Abneigung, Kinder zu haben. Sie meinte, dass wenn Frauen Kinder bekommen, seien sie nicht mehr frei, sie würden dadurch fremdbestimmt.

Sie wird ja auch in dem Punkt kritisiert, insofern sie alles, was mit dem Körper zusammenhängt, abweist und weil sie fordert, dass die Frau den Körper vergisst.

IB: Das stimmt, wenn sie sich ja gegen die Schwangerschaft stellt. Als ich das gelesen habe, war mein Sohn ein Jahr alt. Ich war von der Mutterschaft überwältigt. Ich hätte gerne mit ihr darüber geredet.

2012 ist „Die undankbare Fremde“ erschienen, wo als wichtiges Element die Realisierung der Erzählerin im Dolmetschen auftaucht, als Vermittlung zwischen ihren Erfahrungen und dem Bedarf der Gesellschaft. Sie selbst arbeiten als Dolmetscherin. Wann haben sie damit angefangen und in welchem Umfang?

IB: Das waren immer ein paar Stunden im Monat, aber erst in den letzten zehn, dreizehn Jahren tat ich es öfters, nachdem ich mich gemeldet hatte, für tschetschenische Flüchtlinge zu dolmetschen. Doch da wurde ich auch für slowakische und tschechische Arbeitsmigranten beansprucht, ob im Kindergarten, in der Schule, beim Sozialamt, vor dem Gericht. Diese Dolmetschergeschichten sind wirkliche Geschichten, wie ich sie erlebt habe. Natürlich sind sie ausgefeilt, komprimiert, manchmal ein bisschen verändert, damit man die Personen nicht identifizieren kann. Die eigentliche Heldin des Buches ist die Sprache. Viele Emigranten werden zu Fachleuten für kulturelle und sprachliche Vermittlung. Aber das war nicht meine Idee von Anfang an. Ich habe angefangen den Monolog der Heldin zu schreiben und nach dreißig Seiten habe ich gemerkt, dass der Text zu komprimiert ist, so kann es nicht über ein Hundert Seiten gehen. Ich bin von meiner journalistischen Profession in dem Sinne deformiert, dass ich nicht Hunderte von Seiten schreiben kann. Für die Medien zu schreiben, heißt, sich kurz zu fassen. In der Verzweiflung, weil ich nicht weiter wusste, habe ich den Monolog der Heldin durch die Dolmetschergeschichten aufgelockert. Ich habe die stärksten, die tragischsten Geschichten ausgewählt. Gleichzeitig beschreibe ich darin, was für ein Beruf das ist. Im Roman geht es nicht nur um das Erwachsenwerden der Hauptfigur, sondern auch um ihre Entwicklung im Bezug auf ihren Dolmetscherberuf. Am Anfang mischt sie sich ein, leidet unter der ihr auferlegten Neutralität und explodiert auch, und am Ende kommt die letzte Geschichte, in der sie sagt, sie sei zufrieden mit dieser neutralen Rolle, sie spiele Pingpong mit Sprachen, mit Kulturen. In diesem Buch geht es also nicht um Integration, sondern um die interkulturelle Kompetenz, die eine Einwanderin sich aneignet. Ich bin sowieso gegen die gängige Art der Integration. Das ist ein sehr primitiver Begriff, der Druck auf die Einwanderer ausübt. Was man in der Fremde gewinnt, ist gerade die Flexibilität sich zwischen den Kulturen zu bewegen, eine Schnelligkeit, mit der man sich in einem oder anderem Kulturkontext zurechtfindet.

Ich habe in dieser Dolmetscherin eine Figur gesehen, die lernt, den Nicht-Repräsentierten eine Stimme zu verleihen, ihnen das Vertrauen zu geben, das ihnen jemand überhaupt zuhört, weil sich die Flüchtlinge ja von den Ämtern unheimlich fühlen. Die Bedeutung der Dolmetscherrolle sehe ich darin, den oft Traumatisierten ein Selbstvertrauen zurückzugeben.

IB: Die Dolmetscherin ist ja ein Stück Heimat für sie. Sie versteht sie, sie weiß, woher sie kommen, wie sie vorher gelebt haben. Sie sind ohne Sprache sehr verunsichert. Sie müssen ihr auch vertrauen. Sie versuchen von ihr natürlich auch viel mehr zu bekommen, als sie fähig ist zu geben oder als sie es darf.

In meiner Lektüre war der Abstand zwischen den zwei Ebenen – der eigenen Migration und Assimilation der Heldin einerseits und den Dolmetschergeschichten andererseits – in der erzählten Zeit nicht so groß. Ich stellte mir vor, die Geschichten spielen nur ein paar Jahre nach dem Ende des ersten Erzählstrangs.

IB: Das geht auch, wenn man es so empfindet, aber ich zeige durch die heutigen Geschichten die heutige Zeit. Meine Heldin assimiliert sich natürlich bewusst nicht. Die allerletzte Dolmetscherpassage von einem Mädchen, das ankommt und vom Migrationsbeamten willkommen geheißen wird, soll demonstrieren, dass sich alles wiederholt, ob Arbeitsmigranten oder Flüchtlinge, die kommen, jeder und jede muss da hindurch.

Eigentlich gibt es in einer Dolmetschergeschichte einen Hinweis darauf, dass die Geschichte ca. in den letzten fünfundzwanzig Jahren geschehen sein muss – wenn die Erzählerin nämlich ein Computerspiel in der Wohnung eines Asylbewerbers schildert.

IB: Stimmt, ja, dadurch ist das auch ein aktuelles Buch. Durch diese Dolmetschergeschichten hat das Buch sehr gewonnen. Wie gesagt, kam mir diese Idee aus Not. Es war ursprünglich gar nicht geplant. Aber weil ich während des Schreibens am Buch mit dem Dolmetschen konfrontiert war – ich kam immer wieder von einem Einsatz nach Hause, dachte darüber nach und habe es aufgeschrieben. Aber nicht jede erlebte Geschichte eignete sich dafür, ich habe nur die besten verarbeitet.

Sie haben für den Roman den Schweizer Literaturpreis erhalten. Wie wurde das Buch sonst aufgenommen?

IB: Es hat mich überrascht, dass es so gut aufgenommen wurde. Obwohl ich auch immer wieder angegriffen werde. Ich hatte jetzt letzten Freitag einen

Auftritt in Zürich im Gymnasium Unterstrass, und die jungen Menschen haben mich angegriffen. Sie haben das Buch gelesen und konfrontierten mich mit ihrer Kritik. Das passiert mir an Schweizer Schulen fast immer. Sie fühlen sich verletzt, dass die Heldin des Buches die Schweiz kritisiert, und sie identifizieren sich mit der Schweiz. Sie sagten zum Beispiel: Denken Sie immer noch, dass der Kommunismus besser ist als unsere Demokratie? Ich sage dann – es ist ein Entwicklungsroman, ich habe meine Heldin so aufgebaut, dass sie auch sozialistische Begriffe benutzt, wie zum Beispiel „lichte Zukunft“. Es ist humoristisch und ironisch gemeint. Überhaupt ist in dem Buch viel Humor, den die jungen Leute nicht verstehen. Ich habe nachher der Deutschlehrerin gesagt – entschuldigen Sie, aber ihre Schüler wissen nicht, wie man Literatur liest. Ich war dort eineinhalb Stunden und wurde die ganze Zeit heftig angegriffen. Eine Schülerin sagte – Ihr Partner, wie wir gelesen haben, ist Schweizer, Ihre Kinder sind hier geboren, und Sie finden immer noch, dass Sie in einer engen Schweizer Welt leben und darin unglücklich sind... Ich habe gesagt, aber meine Kinder, mein Partner haben mit dem Roman überhaupt nichts zu tun. Die Heldin ist ein Konglomerat, sie ist erschaffen, gestaltet. Ich habe versucht zu erklären, wie man schreibt, über Zuspitzung, poetische Episoden und so. Sogar die Lehrerin sagte mir – als Sie damals in dem Deutschkurs waren und das und jenes erlebt haben... – aber die Episoden im Buch und mein Leben sind zwei verschiedene Dinge, sagte ich zu ihr. Das sind doch nicht meine Erinnerungen, das ist ein Roman! Aber damit bin ich immer wieder konfrontiert, vor allem bei jungen Leuten, die sich durch das Motzen der Heldin beleidigt fühlen, auch in der französischen und italienischen Schweiz, wo ich Lesungen hatte an Gymnasien. Ältere Menschen auch, zum Beispiel ich bekam von der SVP – das ist hier die extreme Rechte, die aber dreißig Prozent hat (*Schweizerische Volkspartei, seit 1999 die stärkste Partei im Nationalrat, Anm. JDP*) – also von denen bekam ich einen Kaktus, einen Antipreis für das Buch. Nur virtuell, sie haben mir den Kaktus nie geschickt. In der Begründung stand, ich hätte die Schweizerinnen beleidigt, dass sie ihre Kleider nicht bügeln würden. Das ist natürlich humorvoll gemeint, die Heldin denkt das, für sie ist die damalige Mode, zerknitterte Leinenhosen zu tragen, merkwürdig.

Kann das daran liegen, dass diese Art des Schreibens in der Schweizer Literatur für die Leser ungewöhnlich ist?

IB: Das kann sein. Es war das erste Buch von einer Einwanderin, die sich über die Schweizer Mentalität so offen mokiert. Das ein ehemaliger Flüchtling, noch dazu eine Frau, noch dazu aus der Tschechoslowakei, wo doch die tschechoslowakischen Flüchtlinge so gut angepasst sind. Das war schon eine Frechheit. Ich hatte selbst Angst vor möglichen Reaktionen. Vor

zwanzig Jahren wäre so ein Buch nicht möglich gewesen. Das Buch ist in Berlin erschienen, und auch mein Berliner Verleger hatte etwas Angst. Sein Vertreter hier, die den Buchhandlungen die Bücher anbietet, hat zu ihm gesagt – das wird in der Schweiz nicht laufen. Er ist selbst ursprünglich Italiener. Er spürt, was man darf und was nicht. Aber ich bin positiv überrascht worden. Es ist eigentlich meistens gut gegangen.

Es gab doch auch in der Schweiz Schriftsteller, die eine Kritik an diesem Land ausübten.

IB: Auch Friedrich Dürrenmatt oder Max Frisch waren unglaublich kritisch der Schweiz gegenüber. Man sagte ihnen – es war ja im Kalten Krieg – Moskau einfach, das heisst: nur hin, aber nicht zurück. Geht nach Moskau, wenn es euch in der Schweiz nicht gefällt. Aber sie durften das, sie waren Schweizer. Und jetzt kommt eine ehemalige Flüchtlingsfrau und macht sich über uns lustig, auch noch mit einem abgründigen Humor. Hier ist Humor überhaupt nicht geläufig, auch nicht in der Literatur. Das ist mein tschechoslowakisches Erbe. Das habe ich mir ganz bewusst gesagt – ich gebe der deutschen Sprache diese Art Humor, die ich von meiner Kultur mitgebracht habe.

Im Gespräch mit Peer Teuwsen für Die Zeit³ haben Sie vor sechs Jahren gesagt, dass Sie das Buch auch deshalb geschrieben haben, weil die Porträts der Migranten und ihres Verhältnisses zur Schweiz in den Medien beschönigend seien und weil Sie ihre unterschwelligen Gefühle gut kennen, die die Migranten öffentlich nicht zugeben wollen. Meinen Sie, dass diese Menschen Angst haben, diesem Konflikt, den sie innerlich erleben, einen Ausdruck zu geben, um nicht undankbar bezeichnet zu werden? Scheuen sie den Konflikt?

IB: Ja sicher, man weiß nämlich, was dann kommt. Man möchte nicht abgelehnt werden. In Zürich wurde kürzlich die Organisation INES gegründet.⁴ Sie machen auch Veranstaltungen und sagen, wir wollen weder bemitleidet werden noch sind wir Bettler, noch gefährlich, man muss uns nicht fürchten. Wir sind hier, wir sind genauso vielfältig. Aber als mein Buch kam, und Peer Teuwsen es entdeckt hat, war es wirklich die erste Schwalbe

³ Peer Teuwsen, 2012. Eure Angst hat mich immer erstaunt. Ein Gespräch mit Irena Brežná über ihren Traum einer Schweiz, die Einheimische und Einwanderer wirklich zusammen gestalten. *Zeit Online*, 8.3.2012. Online: <https://www.zeit.de/2012/11/CH-Interview-Irena-Brezna> (Stand: 4.9.2023).

⁴ Das Institut Neue Schweiz, das 2016 gegründet wurde, nennt sich „ein postmigrantischer Think & Act Tank“, vgl. online: <https://institutneueschweiz.ch/De/Project> (6.8.2022). Anm. JDP.

in dieser Direktheit, in dieser Härte. Als ich den Schweizer Literaturpreis bekam, wurde es wegen der Sprache gelobt, als Literatur, aber natürlich war es auch der Inhalt, der ausgezeichnet wurde. Ich habe auf jeden Fall den Preis so verstanden, dass sich etwas bewegt in der Gesellschaft, dass sie sich öffnet. Aber die Einwanderungsdebatte in der Schweiz, die gerade angefangen hat, ist noch nicht weit, nicht so mutig, so differenziert wie in Deutschland.

Dieser Roman, der Ihnen den Schweizer Literaturpreis gebracht hat, soll ihrer Website zufolge in Kürze auf Tschechisch im Verlag GplusG erscheinen. Können Sie zu dieser Übersetzung mehr sagen?

IB: Zuzana Henešová hat die ersten etwa zehn Seiten für die Zeitschrift *Plav* übersetzt.⁵ Ich war vor einem Jahr am Literaturfestival in Tábor, und gleich als ich ankam, schlug mir die Organisatorin Tereza Horváthová, die den Verlag GplusG von Fedor Gál übernommen hatte, vor, das Buch auf Tschechisch herauszugeben. Zuzana Henešová ist jetzt dabei, es fertig zu übersetzen. Ich habe schon den Vertrag, das Buch soll im Sommer 2019 erscheinen.⁶

Wenn man die Liste Ihrer Auftritte in den nächsten Monaten auf Ihrer Webseite sieht, gewinnt man den Eindruck, dass Sie viel mit der Jugend im Kontakt sind, wie Sie auch selbst beschrieben haben. Was ist Ihnen am wichtigsten, den jungen Menschen zu übergeben?

IB: Ich will ihnen vor allem sagen, dass sie ihren eigenen Weg gehen sollen. Aber auch über die multikulturelle Gesellschaft will ich mit ihnen diskutieren. Wie Sie sehen, besteht hier in Basel die Hälfte der Bevölkerung aus Einwanderern – und ich gehöre offiziell nicht mehr dazu. Meine Söhne und ich haben die doppelte Staatsangehörigkeit, die schweizerische und die slowakische. Doch in unserem Selbstverständnis bleiben wir Einwanderer, der ersten und zweiten Generation. Und dass diese Gesellschaft funktioniert und gerade dank der Einwanderung prosperiert, das möchte ich vermitteln, auch mit meinen Essays aus dem neuen Buch, wo es u.a. Texte über die Einwanderungsgesellschaft gibt. Man ist endlich so weit heute zu sagen – ja, die Schweiz ist eine Einwanderungsgesellschaft. Dass die Menschen nicht nach der Religion, nach der Abstammung oder nach dem Geschlecht unterschieden werden. Meine Aufgabe sehe ich darin, in Mitteleuropa und Osteuropa, den Menschen die Ängste vor einer multikulturellen Gesellschaft

⁵ Irena Brežná, 2014. *Nevděčná cizin(k)a* [Auszug]. Übers. von Zuzana Henešová. *Plav* 6–7/2014, S. 58–62.

⁶ Irena Brežná, 2021. *Nevděčná cizinka*. Übers. von Zuzana Henešová. Praha: Baobab & GplusG.

zu nehmen – das ist nämlich das, was mir an der Schweiz am besten gefällt. Eben nicht, dass ich mich integriert habe “in die Schweiz”, wie sich das einige Einheimische vorstellen. Diese Verschiedenheit, die hier friedlich existiert, zeigt, wie weit die Gesellschaft ist. Ich möchte nicht das Wort Toleranz nehmen, weil Toleranz meint – ich toleriere etwas, das ich nicht unbedingt gut finde. Also keine Toleranz, sondern eine lebendige Gesellschaft. So war das hier nicht, als wir kamen. Hier waren nur ein paar Tausend Ungarn von 1956, nach ihnen 1961 kamen Tibeter. Und danach wir. Natürlich will ich nicht behaupten, es gäbe keine Probleme. Aber Probleme sind dazu da, dass man sie löst, sie sind eine Herausforderung. An Problemen wachsen wir. Dieses Anpreisen des homogenen Ethnischen, diese Ängste vor dem Islam in Tschechien, in der Slowakei, in Ungarn sind furchtbar. Meine tschechischen Freundinnen sind Musliminnen. Der Vater meines jüngeren Sohnes ist Moslem aus Westafrika. Wir haben eine große muslimische Familie. Wir haben wegen der Religion keine Probleme. Aber warum muss ich das überhaupt betonen?

Wie alt sind ihre Söhne?

IB: Der eine ist einundvierzig, der andere zweiunddreißig. Sie leben beide in Basel und der jüngere arbeitet als Anwalt. Der ältere ist auch Jurist, aber arbeitet als Landschaftsfotograf – er hat das Foto hier (*auf dem Umschlag des letzten Essaybands von Irena Brežná, wo sie abgebildet ist, Anm. JDP*) gemacht.

Wo ist das Foto aufgenommen?

IB: Wenn Sie über die Mittlere Brücke hier in Basel gehen, sehen Sie die Helvetia (*Irena Brežná zeigt auf die Statue auf dem Foto, Anm. JDP*). Die Helvetia ist nicht wie *Gruzia* oder *Ukraina* eine schöne, junge Frau. Sie ist eine ältere und müde Frau. Auf ihrer Reise kommt sie nach Basel, setzt sich am Rheinufer, legt hier ihre mittelalterlichen Utensilien, das Schutzschild, das Speer hin. Und ich helfe ihr den schweren Koffer zu tragen – mit meinen Gedanken, mit dem Schreiben. Das war meine Idee, mein Sohn hat mich fotografiert und ich habe es als Buchumschlag dem Verlag vorgeschlagen. Bis jetzt bekam ich nur gute Reaktionen auf das Bild.

Interview mit Katja Fusek⁷

Frau Fusek, können Sie andeuten, was oder wer in Ihrem neuen Roman „Aus dem Schatten“ ans Licht herausgeholt wird?

KF: Da werden viele Figuren herausgeholt. Sicher die Hauptfigur Dagmar, die sich aus ihrer nicht sehr erfreulichen Ehe lösen kann. Es wird aber auch die Großmutter als zweite Hauptfigur aus dem Schatten geholt, die endlich ihre Vergangenheit nachleben kann, sowie die Mutter, die nun auch zu ihrer Vergangenheit stehen kann. Die Entwicklung ist so, dass sich einige Figuren aus ihren Tabuthemen und Geheimnissen lösen können.

Dieser Roman, „Aus dem Schatten“, geht unter anderem auf das Thema ein, wieviel Raum wir den anderen Menschen geben und inwieweit die Kontrolle über das, wie sie ihre Zeit verbringen, noch eine gut gemeinte Sorge ist, wenn etwa Dagmars liegende Großmutter am Anfang des Romans vom Bett spurlos verschwindet, und wann diese Kontrolle über deren Leben an eine Paranoia grenzt, wie in der Retrospektive die Episode über den Urlaub im Jura, bei dem sich die Ich-Erzählerin Dagmar als dreizehnjährige und ihre Mutter gegenseitig verdächtigen, wenn die eine oder die andere auch allein sein wollen. Meinen Sie, dass dieser Bedarf einer Kontrolle im Familienbereich heutzutage brennender wird als früher, weil man sich an das Private zu fesseln versucht, soweit der Orientierung an einen potenziellen künftigen Erfolg oder eine Verbesserung der Lebensbedingungen mithilfe der eigenen Leistung in der Spätmoderne der Sinn entgleist?

KF: Diese Frage hat für mich zwei Komponenten. Die eine beobachte ich oft bei Freundinnen, die erst spät Kinder haben, oder vielleicht nur ein Kind, das für sie zum Projekt werden kann, in das man investiert und das man schwierig loslassen kann, gerade wenn es dann den eigenen Erwartungen nicht entspricht. Andererseits ist die Kontrolle im Familienbereich für mich auch ein kulturelles Problem. Ich erlebe bis heute, dass die Generation meiner Eltern in Tschechien und die Generation der Eltern meiner Freundinnen hier in der Schweiz wie zwei verschiedene Welten sind. In Tschechien erlauben sich die Eltern ihrer vierzigjährigen Tochter zu sagen, du sollst dir die Haare

⁷ Das Interview fand am 25.9. 2018 in Basel statt. Die tschechische Übersetzung vgl. Češtinu jsem zpočátku musela skrývat [Das Tschechische musste ich am Anfang verbergen]. Interview mit Katja Fusek. *iLiteratura.cz*, 28.8.2019. Online: <http://www.iliteratura.cz/-Clanek/42005/fusek-katja> (Stand: 4.9.2023).

schneiden, wie siehst du aus, wohin gehst du. Das ist in der Schweiz eigentlich nicht so. Da kommuniziert man eher auf Augenhöhe. Man gibt gegen zwanzig, fünfundzwanzig diese Kontrolle ab. Man trifft sich dann weniger, redet und kommentiert auch weniger. Ich erlebe das einfach als viel friedlicher. In der tschechischen Kultur, in meiner Familie und der Familien meiner Freundinnen, gibt es oft diesen Kampf um die Abgrenzung. Ich erlebe die Situation zwischen Eltern und Kindern in Tschechien als angespannter. Das geht auch im erwachsenen Leben weiter und betrifft später auch die Erziehung der Enkelkinder, also muss man sich stärker abgrenzen.

Dagmar ist eine Migrantentochter aus Prag. In einer Episode fährt sie mit ihrem Mann auf der Autobahn, und als sie eine Tankstelle verlassen, wo sie zwei weinende Kinder mit dunkler Haut sehen, gibt Dagmar zu, dass sie Angst hatte, dass diese Kinder hinter ihrem Kissen, dass das eine in den Händen hält, möglicherweise eine Waffe verstecken und eigentlich potenzielle Terroristen sind. Dagmar empört sich über ihre Vorstellung, ist erschrocken, wie leicht sie dieser Angst unterliegt. Dagmar ist selbst von Ihrer Migrationserfahrung in der Kindheit traumatisiert und sollte vielleicht ein Gespür für solche Situationen haben, aber trotzdem sind es die Instinkte der Xenophobie, die in Dagmars Fall Oberhand gewinnen. Wie entstand diese Episode?

KF: Ich habe bis heute kein gutes Gefühl, wenn ich über eine Grenze fahre. Das war für mich traumatisch in Zeiten des Kommunismus. Wir konnten aus der Schweiz in die Tschechoslowakei einreisen, das war kein Problem, weil meine Mutter legal ausgereist ist. Die Kontrollen an der Grenze fand ich als Kind aber sehr unangenehm. Dieses mulmige Gefühl überfällt mich bis heute. Und die Situation mit den beiden Kindern habe ich mal selber erlebt. Das ist wohl das Autobiographischste von allem in diesem Buch. Als ich diese zwei Kinder gesehen habe, habe ich mir gedacht, was verstecken die da, könnten es Waffen sein? Da war ich selber erschrocken, wir sind ja alle so traumatisiert von den ständigen Terroranschlägen, die jeden überall treffen können, dass man einfach im ersten Moment an so was denkt. Vielleicht bin ich ja neurotisch. Aber das war früher nicht so. Es ist erst jetzt in den letzten Jahren oder Jahrzehnten, da hat man auch Angst um die eigenen Kinder, die jetzt erwachsen sind und herumreisen. Ich denke, dass die Angst vor dem Fremden im Menschen tief verankert ist. Umso wichtiger finde ich aber, dass gerade die Migranten, die in einem fremden Land Fuss gefasst haben, ihre eigenen Erfahrungen reflektieren. Dass sich die Menschen allgemein ihrer Angst vor dem Fremden nicht beugen, sondern sie bewusst zu überwinden suchen und offen für das Fremde werden, neugierig sind, es kennen zu lernen. Dann relativiert sich auch die Angst. Die Flüchtlingspolitik in der Schweiz

erlebe ich übrigens als viel liberaler als die in Tschechien, wo man in der Flüchtlingskrise gerade mal zwölf Flüchtlinge aufgenommen hat und man sich dennoch entfremdet fühlte. Es ist auch hier nicht vorbildlich. Aber in der Schweiz gibt es fast dreißig Prozent Ausländer. Ich habe vor zwanzig Jahren an der Staatsschule unterrichtet, da waren drei Kinder mit einem Schweizer Pass in meiner Klasse am Gymnasium. Man ist hier daran gewöhnt. Es ist immer ein Thema, es ist eine Frage, aber man geht damit irgendwie offener, entspannter um. Flüchtlinge sind für mich kein Angstthema.

Hat Ihre Migrationserfahrung beeinflusst, welche Ratschläge sie Ihren zwei Töchtern geben, wenn diese irgendwo allein reisen?

KF: Ich habe in meiner Familie unter der Dominanz gelitten, also halte ich mich bewusst mit Ratschlägen zurück. Ich habe Verlustängste. Das ist sicher auch meiner Biografie geschuldet. Es ist so, dass ich den Töchtern eher sage: Ich bin ein bisschen neurotisch, ich habe Angst, das wisst ihr, also meldet euch vielleicht jeden zweiten Tag per WhatsApp, dass alles okay ist. Ansonsten denke ich, dass sie mit ihren zwanzig, einundzwanzig Jahren wissen, wohin sie gehen können, mit Alkohol umgehen und Drogen meiden. Es nützt nichts mehr, wenn ich jetzt mit irgendwelchen Ratschlägen komme. Aber die Töchter wissen, dass ich Angst habe und dass ich beruhigt bin, wenn sie sich zu abgemachten Zeiten melden, das respektieren sie, das funktioniert einigermaßen.

In Ihrem Debütroman „Novemberfäden“ von 2002 wechseln zwei Perspektiven der Hauptfigur Zita, zwischen der Ich-Form und der Sie-Form. Im Roman „Mare blu. Eine Liebesgeschichte mit Homer“ von 2011, den Sie mit Valentin Herzog geschrieben haben, verwenden Sie dann die Briefform bzw. den Austausch von E-Mails als das konstruktive Element der Narration. Wie ist es dazu gekommen, dass die Geschichte Ihres neuen Romans, die Sie in der Sie-Form aus der Perspektive Dagmars erzählen, keine solche Spaltung der Perspektiven braucht? Liegt es an Dagmar?

KF: Ich muss immer wissen, bevor ich schreibe, aus wessen Perspektive ich erzähle. Sonst funktioniert das nicht. Bei dem ersten Roman hat sich diese Doppelperspektive von Anfang an ergeben, und es war mir wichtig, dass die Rückblenden in der Ich-Perspektive, die äußere Handlung aber in der Sie-Form, in der auktorialen Form, ist. Valentin Herzog war mein erster Lektor. Er hat sogar versucht, mich da umzustimmen – er hat gesagt, es ist ein bisschen schwierig für den Leser. Ich habe gesagt – nein, das ist mir jetzt wichtig. Ich bin der Kritik sehr zugänglich, aber die Doppelperspektive charakterisiert die Struktur des Romans und die will ich behalten. *Mare Blu*

haben Valentin Herzog und ich zusammen geschrieben. Wir haben uns Aufgaben gegeben, haben uns gesagt, worüber man schreibt und nachdem wir den Text geschrieben haben, hat es der andere dann gegenlektoriert. Die unterschiedlichen Perspektiven haben sich vor allem daraus ergeben, dass den Roman zwei Autoren geschrieben haben. Und hier bei Dagmar ist es nicht die autobiographischste, aber vielleicht die persönlichste Geschichte. Da vermeide ich einfach die Ich-Form. Weil natürlich jede Tante, jede Cousine von der Hauptfigur sehr oft auf mich zurückschließt, und oft genau dort, wo es gar nicht zutrifft. Das ist natürlich mühsam. Da war mir von Anfang an klar, dass ich in der auktorialen Erzählform schreibe, weil diese eine gewisse Distanz schafft.

Sie haben im Gespräch mit Renata Cornejo vor knapp zehn Jahren das Problem der Rezeption der autobiographisch geprägten literarischen Texte im engeren Kreis der Verwandten und Bekannten angesprochen. Ihre Mutter habe Ihnen nicht geglaubt, dass Sie im Unterschied von Zita aus „Novemberfäden“ keinen Freund in Prag hätten. Mussten Sie sich aus diesmal rechtfertigen?

KF: Ja, schon, ständig. Ich bin eigentlich soweit, dass ich die Gespräche über meine Bücher mit meiner Familie verweigere, wenn es zu persönlich wird. Da ist dieser Voyeurismus, das merkt man im Bekanntenkreis, in der Familie extrem, weil man sich kennt. Jemand aus dem Publikum, eine Leserin, kennt mich nicht, kann keine Schlüsse ziehen. Aber aus dem Bekanntenkreis, da glauben sich viele zum Teil wiederzuerkennen. Aber der Text und die Realität sind nie eins zu eins. Aber da wird natürlich aus Neugier gefragt – und war es so? – und gleich ist jemand beleidigt. Und trotzdem kocht man nicht mit Wasser, sondern mit eigenen Erfahrungen. Dass falsche Rückschlüsse gezogen werden, ist das Lästige daran, das muss ich schon sagen.

Im Roman „Die stumme Erzählerin“ von 2006 phantasiert die Ich-Erzählerin, eine Pflegerin, eine Geschichte über ihren Klienten, einen Tetraplegiker. Sie lässt seine Geschichte mit ihrer eigenen unterdrückten Geschichte der Flucht vor dem Krieg allmählich verschmelzen. Die Pflege eines anderen trägt hier zur Auseinandersetzung mit sich selbst bei. In Ihrem neuen Buch „Aus dem Schatten“ ist es wiederum die Pflege der Großmutter, dank der man aus Dagmars Blickwinkel vom plagenden Arbeitsalltag aussteigen kann. Dagmars Familie kocht für Weihnachten, um sich von Sorgen zu zerstreuen, statt die verlorene Großmutter in der ganzen Stadt in der winterlichen Kälte zu suchen. Das finde ich fast extrem, aber zugleich großzügig, die Sorge nicht zu forcieren. Die Grenzen zwischen der Pflege und der eigenen Freiheit kommen als Thema z.B. auch in der Erzählung „Meine

Schwester Lilly“ aus Ihrem Sammelband „Der Drachenbaum“ vor, wo sich die Hauptfigur um ihre jüngere mongoloide Schwester kümmert. Ist die Pflege als Thema für Sie deshalb interessant, weil dabei mehr als in manchen anderen Berufen erzählt und verschwiegen wird? Hängen Pflege und Erzählen zusammen? Sehen Sie das Schreiben als Heilmittel an?

KF: Das ist eine sehr interessante Frage. Diesen Zusammenhang habe ich mir noch nie gestellt. Aber es stimmt, das Thema kommt hier vor. Das muss komplett unbewusst passiert sein. Ich bin vor allem von meinen Großeltern grossgezogen worden. Der Tod meines Grossvaters war ziemlich schnell, meine Großmutter hingegen war sehr lange pflegebedürftig. Ich hatte eine sehr enge Beziehung zu meinen Großeltern. Vielleicht kommt dieser Zusammenhang daher, vielleicht musste ich das verarbeiten, den Abschied von meiner Großmutter, die mit vierundneunzig gestorben war, geistig völlig wach bis zum Schluss. Sie hat das alles miterlebt, ihre Pflegebedürftigkeit. Für mich war das viel dramatischer, als wenn es jemand nicht mitbekommt. Es kann sein, dass das wirklich ein Thema war, vielleicht jetzt nicht mehr so, und dass es auch verarbeitet werden musste. Das finde ich sehr richtig, was Sie da sagen mit der Freiheit – wo lässt man einem Menschen noch Freiheit? Das war ein großes Thema in der Familie, wie die Großmutter gepflegt werden soll – wenn die bevormundenden Züge wieder an den Tag traten – sie muss das und das – und sie konnte nicht mehr über sich selbst bestimmen. Dieses Ausgeliefertsein fand ich schrecklich. Sie wollte dann eigentlich schon sterben, aber wir konnten sie ja nicht umbringen. Sie wollte da nicht mehr leben, hat aber trotzdem noch fünf Jahre gelebt, ausgeliefert dieser Pflege, die sie ja überhaupt nicht wollte. Wahrscheinlich ist das etwas, was ich unbewusst verarbeiten musste.

In der Darstellung der Kommunikation in Dagmars Familie verwenden Sie tschechische Wörter und Wendungen, die manchmal auch erst vor deren Übersetzung ins Deutsche vorkommen. Diese Mehrsprachigkeit veranschaulicht meiner Meinung nach sehr gut den interkulturellen Hintergrund Ihrer Figuren; sie war aber bis auf ein paar Stellen nicht so präsent in Ihren früheren Texten, oder? Hängt die Verwendung des Tschechischen damit zusammen, dass sich Ihre Wahrnehmung Ihrer Muttersprache und ihres Wertes für Ihre Literatursprache im Laufe der Zeit verwandelt hat?

KF: Ja, das ist mir beim Schreiben dieses Romans bewusst geworden. Heute ist die Schweiz viel offener und die Tschechen sind als die „besseren“ Migranten angesehen als die Expats aus fernerer Ländern. Aber damals, vor vierzig Jahren, war die Gesellschaft nicht so offen. Das Tschechische wurde

oft schräg angeschaut, vor allem in der Familie meines Schweizer Stiefvaters. Vor seiner Tante, die uns gehütet hat, wenn meine Eltern auf einer Geschäftsreise waren, durften wir mit meiner Schwester nicht Tschechisch reden. Wir waren erst zwei Jahre hier, wir konnten noch nicht richtig Deutsch, aber wir durften miteinander vor ihr nicht Tschechisch reden. Das war für sie keine Sprache. Das hat mich wirklich geprägt, diese herablassende Haltung dem Tschechischen gegenüber. Wer mir aber immer geholfen hat, das waren die Lehrer am Gymnasium. Die fanden das ganz toll, dass ich Tschechisch spreche. Sie haben diese Sprache und ihre Kultur auch oft in den Unterricht integriert. Ich durfte Vorträge über die tschechische Vergangenheit halten. Sie haben gesagt – wow, du kannst so viele Konsonanten hintereinander aussprechen. Das waren diese Personen, die weltoffener, literaturkundig waren. Sie haben mich unterstützt – du kannst noch eine Sprache sprechen, eine tolle Sprache, eine literarische Sprache, die ganz tolle Autoren hat. Aber allgemein war das nicht so, man musste die Sprache eher verstecken. Und erst mit diesem Buch bin ich, glaube ich, emanzipiert genug gewesen und konnte sagen, das ist meine Muttersprache, wir reden auch so. Das ist auch eine gewisse Charakteristik dieses Textes. Ich habe diese Perspektive bewusst erst in diesem Buch gewählt.

Sie haben mal über „Novemberfäden“ gesagt: „Vielleicht ist dieses Buch meine Auseinandersetzung mit dem Abschied von der Heimat.“ Sehen Sie auch heute das Schreiben als eine Auseinandersetzung an?

KF: Ja, immer. Wenn es nicht eine Auseinandersetzung ist, ist es für mich nicht authentisch, nicht im Sinne der Literatur, wie ich sie schreiben möchte. Ich lese auch Krimis in den Ferien am Strand. Aber ein Roman, der im Leser optimal etwas auslösen sollte, ist einer Auseinandersetzung des Autors mit persönlichen Dingen geschuldet. Sonst löst der Roman nicht viel aus.

Sie sind mit zehn Jahren in die Schweiz gekommen, im Jahre 1978. Um mit Ihren Mitschülern sprechen zu können, mussten Sie in den Schweizer Dialekt umschalten. Im Interview mit Renata Cornejo haben sie erwähnt, dass Sie in Ihrer Jugend Tagebücher auf Tschechisch geschrieben haben, bevor Sie ins Deutsche umgeschaltet haben. Wann genau sind diese Umschaltungen gekommen?

KF: Das Reden ist relativ früh gekommen. Als ich in die Schweiz gekommen bin, habe ich kein Wort Deutsch noch Schweizerdeutsch gesprochen. Dann haben wir mit meiner Schwester das Hochdeutsch gelernt, das Schriftdeutsch. Es ist hier in der Schweiz im Unterricht Pflicht, Schriftdeutsch zu reden. Nur in der Pause oder privat wird ins Schweizerdeutsche umgeschaltet. Weil die

Ausländer nicht so willkommen waren, hatte man als Kind das Bedürfnis sich zu integrieren. Nach drei Jahren haben mich die Mitschüler gefragt, wann beginnst du endlich Schweizerdeutsch zu reden. Mit zehn Jahren ist man relativ weit in der Muttersprache, und dann im fremden Land war man plötzlich stumm, man konnte gar kein Wort sagen, und nach diesen drei Jahren Schriftdeutsch habe ich mir ganz bewusst gesagt – okay, jetzt gehst du noch einmal diesen Schritt zurück, du gehst ins Schweizerdeutsche, wirst wieder Fehler machen, es wieder nicht gut können. Das ging dann aber schneller. So nach einem Jahr, etwa mit dreizehn, war das Schweizerdeutsch völlig okay. Mit vierzehn habe ich abgeschlossen und dann hat keiner mehr gemerkt, dass ich nicht von hier bin. Das war mir damals wichtig. Die Tagebücher – das war viel später. Ich schreibe praktisch keine Tagebücher mehr, aber die Umschaltung kam erst gegen dreißig. Damals war Deutsch auch schon meine Literatursprache und das Tschechisch wurde mir immer fremder, um sich auszudrücken. Das war auch wieder ein bewusster Prozess, ein Loslassen, das schmerzlich war. In meiner Privatsphäre spreche ich Tschechisch, aber beim Schreiben des Tagebuchs hat es einfach nicht mehr gestimmt, obwohl erst mindestens zwanzig Jahre nach dem Umzug.

Welche Strategien zum Erlernen des Schweizerdeutschen haben Sie damals entwickelt? Was hat Ihnen am meisten geholfen?

KF: Schweizerdeutsch ist eine gesprochene Sprache, keine Schriftsprache. Es gibt nur wenige schweizerdeutsche Texte, und für den schriftlichen Ausdruck ist das Schweizerdeutsch kaum relevant. So habe ich diese Sprache ausschliesslich über das Hören gelernt. Gut zuhören und das Gehörte wiederholen. Vielleicht so, als ob man ein Lied ohne Noten noch gedruckten Text nachsingen würde. Vieles habe ich auch zu Hause für mich trainiert, bevor ich mich an diese Sprache vor den anderen wagte. Geholfen hat mir sicher die Motivation, dazu zu gehören, sich von den anderen nicht zu unterscheiden, was gerade in der Kindheit und Vorpubertät eine wichtige Rolle spielt.

Sprechen Sie denn heute den Basler Dialekt oder auch andere?

KF: Die schweizerdeutschen Gebiete haben zwar jeder einen eigenen Dialekt, aber diese sind sich ähnlich, es gibt nur ein paar unterschiedliche Wörter und gewisse Differenzen in der Aussprache. Ich habe damals überhaupt nicht gemerkt, dass ich den Basler Dialekt rede. Die Migration aus dem Ausland führt auch dazu, dass es immer weniger Unterschiede zwischen den Dialekten gibt. Ich habe erst gemerkt, wie Baseldeutsch ich rede, als ich in Bern war und dort an einer anthroposophischen Schule unterrichtete. Wir

haben im Kanton Bern zwei Jahre gelebt, weil man Mann dort in einem Spital gearbeitet hat. Da haben mir die Schüler gesagt – Sie sprechen ganz komisch – Baseldeutsch! – Im Berndeutsch gibt es zum Beispiel andere Wörter für „Buben“ und „Mädchen“. Auf Baseldeutsch sagt man „Buebe“ und „Maitli“ – auf Berndeutsch „Giele“ und Meitschi“. Man versteht es irgendwann, aber man redet in seinem eigenen Dialekt.

Sie schreiben auch Theatertexte. Arbeiten Sie noch mit den Jugendlichen an Theaterstücken?

KF: Im Moment nicht. Die Arbeit dauerte so sechs Jahre lang. Dann hat die Schule das Budget gekürzt, sie haben also den Theaterkurs gestrichen, dafür einen Musickurs angeboten. Es war eine gute Erfahrung, aber zugleich eine Riesearbeit, die Texte zu schreiben und diese danach auch zu inszenieren.

Sie haben in Ihren Texten mehrmals die Verletzlichkeit der Figuren aufgrund deren mangelnden Kenntnis der Fremdsprache nach der Migration thematisiert; in der Geschichte „Wurzelsteine“, oder in „Novemberfäden“, wo Zita von Männern einfacher belästigt und von Mitschülern verspottet wird. Wie kann man sich am besten dagegen wehren?

KF: Man muss bewusster auftreten und sich nicht für die Muttersprache schämen. Jede Sprache ist gleich wert. Ich wurde damals nicht viel unterstützt außer eben von ein paar Lehrern. Das wäre sicher ein Punkt: das Bewusstsein für die Gleichwertigkeit der Sprachen zu fördern – ich rede eine Sprache und die ist gut und hat eine Kultur, und jetzt lerne ich eine andere und die ist ebenso gut. Je älter man wird, desto toleranter ist die Gesellschaft. Oder eher: Man kann sich besser die Menschen auswählen, mit denen man verkehren möchte. Mit zehn Jahren ist man in der Vorpubertät, man möchte nicht aus der Reihe tanzen. Die Kinder sind in diesem Alter natürlich auch gemeiner, man wird ausgelacht und sucht dennoch Anschluss. Für mich ist bis heute eine Erfahrung schlimm – ich war im ersten Jahr hier, und ich habe überhaupt nichts verstanden. Kein Schweizerdeutsch. Da hat ein Mädchen gesagt – „chummsch druus?“ Das bedeutet „kommst du draus“, „verstehst du das?“ Und ich interpretierte das, sie will mit mir in der Pause hinausgehen – sie lädt mich ein, mit ihr spielen zu gehen. Und ich habe gedacht – wow, sie hat mich gefragt, ich kann mit ihr spielen gehen – und dann habe ich verstanden, sie meint nur, ob ich verstanden habe, was die Lehrerin gesagt hat. Das war für mich eine Enttäuschung, ich fühlte mich gedemütigt, ich habe ihr nämlich noch geantwortet – „ja, klar, komme ich!“ – und sie darauf – „was redest du überhaupt?“. Also das war für mich genau die Situation – ich verstehe etwas nicht, interpretiere es falsch und werde dafür noch ausgelacht. Das ist nur eine

von vielen Situationen, an die ich mich erinnere. Da habe ich gemerkt, ich muss die Sprache einfach lernen, sonst mache ich diese Erfahrung immer wieder. Das war mir ziemlich schnell wichtig.

Welche Ihrer Texte wurden bisher ins Tschechische übersetzt? Die Kurzgeschichten „Wurzelsteine“, „Der graue Antiquar“, „Rosenthal“ und „Verwählt“? Oder auch irgendwelche weiteren?

KF: Nein, ich habe eine Übersetzerin in Mähren, die die Geschichten aus meinem Erzählband übersetzt hat. Diese waren sogar kurz vor der Publikation im Host. Ich habe mich an der Buchmesse in Prag mit dem Lektor aus Host getroffen, mit dem ich kommuniziert habe, um den Vertrag zu unterschreiben. Da ist er gekommen und hat leider gesagt, sein Chef hat schließlich nein gesagt. Ich habe dann den tschechischen Buchmarkt fünf Jahre lang völlig ad acta gelegt, weil ich so enttäuscht war. Bei meinem letzten Roman habe ich mir gesagt, ich frage die Übersetzerin wieder an, ob sie dreißig Seiten übersetzen könnte, obwohl ich weiß, auf dem tschechischen Buchmarkt ist es sehr schwierig etwas zu publizieren, man sollte, wie überall, Kontakte haben. Ich kann es wieder versuchen, aber einfach ist es eben nicht. Für diese vier Geschichten, die Sie nennen, wurde ich angefragt, das war nicht meine Initiative, und ich habe sie übersetzen lassen.

Gibt es irgendwelche zeitgenössischen Schweizer Autoren, die Sie gern lesen und den tschechischen Lesern empfehlen möchten?

KF: Die Schweizer haben gute Autoren, sicher, aber ich würde sagen, nicht weltbewegende. Wer mich in der letzten Zeit aber begeistert hat, war Ilma Rakusa, Andrei Mihailescu, Markus Ramseier, Gabriele Alioth, Lukas Holliger, Kristina Viragh [die Romane *Eine dieser Nächte* von Viragh und *Das kürzere Leben das Klaus Halm* von Holliger wurden 2018 für den Schweizer Buchpreis nominiert, Anm. JDP], dann Verena Stößinger mit ihrem Roman *Bäume fliehen nicht*, und deutschsprachig außerhalb der Schweiz Juli Zeh, die kürzlich den Roman *Unterleuten* geschrieben hat oder Hans Platzgumer, Ulla Hahn, Judith Hermann.

Wie oft kommen Sie heutzutage nach Tschechien?

KF: Früher war das dreimal im Jahr, als die Kinder klein waren, da sind wir gern gegangen. Jetzt so zweimal im Jahr. Ich fahre schon gern, mein Mann nicht so gern.

Unterrichten Sie immer Deutsch in Erwachsenenkursen?

KF: Ja, ich unterrichte fremdsprachige Erwachsene Deutsch. Früher war ich Gymnasiallehrerin, habe Deutsch und Französisch unterrichtet. Als die Kinder klein waren – man hat hier fast keinen Mutterschaftsurlaub, die Männer konnten damals noch nicht Teilzeit arbeiten – habe ich in den Erwachsenenunterricht gewechselt, weil ich da freier mit den Stundenplänen bin, und dabei bin ich geblieben. Es ist viel weniger aufreibend.

Ihre Figuren Zita aus Novemberfäden und Dagmar aus Ihrem neuen Roman sind Fremdsprachenlehrerinnen. Wenn Ihr Beruf auf Ihre Literatur Einfluss nimmt, denken Sie, dass auch umgekehrt Ihre schriftstellerische Tätigkeit Sie beim Unterrichten beeinflusst?

KF: Das Unterrichten ist eher ein Ausgleich zum Schreiben. Schreiben kann man nicht immer, es gibt Zeiten, wo es nicht gut geht. Beim Unterrichten hat man fixe Zeiten. Es ist ein schöner und bereichernder Austausch mit den Schülern. Ich finde es gut, dass ich durch meine Schüler sozusagen in die Welt rauskomme, ganz anderen Menschen aus anderen Kulturen begegne. Die erwachsenen Schüler sind manchmal dankbarer als die Jugendlichen. Es macht Spaß.

Ich kehre noch zu Ihrem neuesten Buch – zur Episode mit der Erinnerung an den Urlaub im Jura, als die dreizehnjährige Dagmar ihre Mutter Jarmila heimlich beobachtet, wenn diese mehrere Stunden sich „nur so“ an einen Fluss setzt und einfach nichts macht. Das öffnet Dagmar gewissermaßen die Augen, zu sehen, dass ihre Mutter die Zeit auch mit sich allein verbringen kann und dass diese kurze Nachmittagsflucht vor der Familie nicht unbedingt eine Affäre bedeuten muss. Was machen Sie am liebsten, wenn Sie allein sein wollen? Worin schöpfen Sie Ihre Energie? Lesen Sie am liebsten oder brauchen Sie von der – wenn auch rezeptiven – Arbeit am Wort abzuschalten?

KF: Ich lese am liebsten. Zum Abschalten ist für mich immer noch Lesen am besten. Außerdem haben wir einen Garten, in dem ich gerne arbeite. Da gedeiht etwas, man gestaltet etwas. Oder auch allein mit dem Hund spazieren gehen, in der Natur sein, sich nicht mit etwas bewusst beschäftigen.